

MASS-SYSTEM DER HISTORISCHEN WERTE

A D R I E N T U R E L

MASS-SYSTEM
DER HISTORISCHEN WERTE

Motto: Der Mensch ist das Maß der Dinge. Wo
aber findet der Mensch sein Maß und seine
Grenzen, es sei denn aus dem eigenen
Werk?

EUROPA VERLAG ZÜRICH / NEW YORK

Alle Rechte vorbehalten. Copyright 1944 by Europa Verlag A.G., Zürich.
Druck: Druckereigenossenschaft Aarau.
Printed in Switzerland.

Zugeeignet

den Mächten der sogenannten politischen Realität.

*Insbesondere den ganz großen Feldherren Hannibal, Napoleon I., . . .
die auch die ganz großen Krieg-Verlierer sind.*

In seiner »Urgeschichte der Römer« erzählt Dionysius von Halikarnaß, Buch IV, Kapitel 62 :

Noch soll, unter Tarquinius' Regierung, ein anderes sehr bewundernswürdiges Glückereignis — ob durch die Gunst eines der Götter oder eines Dämonen beschert — geworden sein, welches sie nicht nur in kurzem, sondern in ihrem ganzen Zeitraum oft aus großen Unfällen gerettet.

Ein gewisses nicht einheimisches Weib kam zu dem Tyrannen, um ihm neun Bücher mit Sibyllinischen Orakelsprüchen zum Kauf anzubieten. Tarquinius fand den begehrten Preis für die Bücher zu hoch. Sie ging fort und verbrannte drei davon. Nicht lange hernach brachte sie die sechs übrigen und bot sie um den nämlichen Preis feil. Man hielt sie für unsinnig und lachte sie aus, daß sie den nämlichen Preis für weniger fordere, den sie für mehrere nicht erhalten konnte. Sie ging wieder fort, verbrannte die Hälfte der übrigen und brachte die letzten drei . . . dasselbe Geld dafür fordernd.

Erstaunt über den Einfall des Weibes beschickte Tarquinius die Seher, erzählte ihnen den Verlauf der Sache und fragte, was er tun solle? Diese, durch gewisse Zeichen belehrt, erklärten, er habe ein von den Göttern gesandtes Geschenk verschmäht und es sei ein großer Verlust, daß er die Bücher nicht alle gekauft. Sie hießen ihn das Geld, welches das Weib verlangte, ihr zuzählen und den Rest der Orakelbücher nehmen. Das Weib gab die Bücher her, sie sorgsam aufzubewahren ermahmend, und verschwand aus den Augen der Menschen . . .

Fata ducunt volentem, nolentem trahunt . . .

I.

DIE KOMMENDE EUROPÄISCHE PASSION

Es kommt eine große Passion über Europa. — Der gegenwärtige Weltkrieg bedingt, daß der frühere europäische Imperialismus nunmehr retro-imperialistisch auf Europa zurückbrandet. — Die quantitative technische Weltführung ist von Europa an die Peripherie verloren. — Es ist zu befürchten, daß die »pazifizierten« und retro-imperialistisch ferngesteuerten Europäer im großen das Verhalten der Schweiz nach Marignano wiederholen, daß sie ein Reisläufertum nach den neuen Weltmächten hin entwickeln. — Als Rettung vor diesem Schicksal besteht die Möglichkeit der Entwicklung des »Ueber-Menschen« als qualitative Hochleistung Europas. — Aber dies ist nur eine Möglichkeit, kein Monopol für die Zukunft.

Es kommt eine große Passion über Europa, eine Passion und ein Martyrium, selbst dann, wenn es sich um ein Martyrium mit allem technischen Komfort handeln sollte.

Durch unsere Schuld und gemäß den Trägheitsgesetzen, die es mit sich gebracht haben, daß Europa sich noch als beherrschende Mitte der anderen Kontinente und der ganzen Erde fühlen wollte, als es schon insgesamt zu einer einzigen Großmacht zusammengeschrumpft war, hat es sich noch einmal in einen Hegemonialkampf gegen die ganze übrige Welt hineinreißen lassen. Dies hat nunmehr zu einer *retro-imperialistischen* Ueberwältigung des alten Kulturkontinentes durch die Töchtermächte der Peripherie geführt, und daraus ergibt sich eine Selbstentmündigung gefährlichster Art für eine Anzahl von Ländern, die noch vor fünfzig Jahren die hochragenden Pfeiler eines alles beherrschenden politischen Machtgebäudes waren.

Es haben sich zwar die großen Diadochenmächte Europas: Rußland, die Vereinigten Staaten, British Commonwealth dahin geeinigt, das an Größenwahn erkrankte Europa vor der Hungersnot zu retten und für seine politische Gesundheit zu sorgen. Im Zusammenhang unserer technischen Weltwirtschaft kann sich dies aber schwerlich anders auswirken, denn als eine Zwangsverwaltung Europas durch eine große Zahl von Delegierten, beamtenhaften Wirtschaftsgenerälen mit ihren Stäben. Diese werden in die kapitulierenden europäischen Länder verteilt werden müssen, um hier die Verwaltung, die demokratische Reinigung und geistige Erneuerung zum Guten zu leiten.

Von den Menschen, die in diesen Wirtschaftsgeneralstäben tätig sein werden, ist mit Selbstverständlichkeit zu erwarten, daß sie für ihre Aufgabe auf das sorgfältigste geschult sind, und es ist auch gut und richtig, ihnen den besten Willen zuzubilligen. Im Zusammenhang des weltpolitischen Geschehens ist aber leider mit dem subjektiven Willen auf die Dauer nicht viel getan, schon deswegen nicht, weil der Wirtschaftspolitiker, so lebensklug er auf seinen Gebieten sein mag, gerade seiner Geschäftstüchtigkeit wegen den untergründigen und langen Dünungen der politischen Kräfte erstaunlich naiv gegenüberzustehen pflegt.

Ein Volk kann als Publikum im Theater, in Versammlungen, sogar bei einzelnen Abstimmungen eine Freudigkeit und Willfährigkeit bezeigen, die über seinen perennierenden Grundwillen völlig verkehrte Diagnosen veranlassen müssen. So haben die Hellenen, als die Römer sie nach dem ersten mazedonischen Krieg von der Fremdherrschaft befreiten, einen geradezu hysterischen Freudentaumel entwickelt*. Dessen ungeachtet haben sie ihre nicht von ihnen selbst erkämpfte, sondern vom siegreichen römischen Konsul Quinticius Flamininus »geschenkte« Freiheit nach kurzer Zeit überhaupt nicht mehr zu handhaben vermocht, so daß die Römer, wenn sie Griechenland nicht dem eigenen Chaos überantworten wollten, es nun ihrerseits erobern und in eine »Provinz« verwandeln mußten. Freiheit scheint ein Ding zu sein, das man sich überhaupt nicht schenken lassen kann, das man vielmehr aus eigener Kraft von innen heraus behaupten muß, und zwar durch Werteschöpfung aus dem Wachstum.

Der Mensch im allgemeinen und der geschäftskundige Mensch im besonderen ist so beschaffen, daß nach dem militärischen Zusammenbruch des Nationalsozialismus gewaltige Freudekundgebungen für die Sieger-Befreier zu erwarten sind. Ganz ebenso haben auch schon die Pariser nach dem Sturz Napoleons I. den Feldherren und Führern der heiligen Allianz geradezu fanatische Ovationen entgegengebracht, wenigstens dem russischen Zaren Alexander, ohne daß dieses Verhalten eine wirkliche dauernde Bußfertigkeit dieses soeben noch imperialistischen Volkes ausgedrückt hätte.

Entsprechendes wird sich auch in unserem Europa, möglicherweise sogar in Deutschland, selbstverständlich aber in den von Deutschland

* Livius: XXXIII, cap. XXXII.

besetzten Ländern begeben. Aus massenpsychologischen Gründen sind derartige Reaktionen geradezu selbstverständlich, und es wäre auch nichts gegen sie einzuwenden, wenn nicht auch schon der zutiefst gefährliche Katzenjammer vorhergesehen werden müßte, der darauf so sicher folgen wird, wie das Amen auf das Gebet.

Nach kurzer Zeit werden die europäischen Völker die unvermeidliche Verwaltung der Siegermächte nicht nur als lästig, sondern als politisch demütigend empfinden. Dabei braucht man nicht einmal in erster Linie daran zu denken, daß die Verwalter auch nur Menschen sind, und daß es ihnen schwer fallen wird, ihre Tätigkeit in Europa nicht mit außereuropäischen Wirtschaftsinteressen zu verquicken.

Es genügt sich klar zu machen, daß der ganze technische Apparat der Kultur und der Zivilisation, so wie er wird importiert werden müssen, eben weil er *fremd gewachsen* ist, nur unter großem Reibungsverlust dem Körper, den Körperbewegungen und dem Seelenrhythmus der europäischen Völker wird angepaßt werden können. Dies wird eine Reihe von genau zu bestimmenden Nachteilen mit sich bringen:

Erstens ergibt sich daraus eine allgemeine Reizbarkeit, ein Mißbehagen, etwa mit den Empfindungen zu vergleichen, die uns schlecht passende Kleidung verursacht, oder mit dem Gefühl, das Menschen befällt, wenn sie sich nicht mehr als Herren im eigenen Hause empfinden, vor allem, wenn sie sich im Schlaf nicht mehr wohlbehütet wähen.

Zweitens wird sich sehr schnell ein kontinental-chauvinistischer Mythos bilden, der stellenweise und in gewissen Schichten sogar zu einer nachträglichen historisch verfälschenden, aber propagandistisch ungemein wirksamen Idealisierung des Nationalsozialismus, des Faschismus und seiner Vertreter führen muß. Auch die Franzosen selbst haben unter Napoleon I. wie im Joch geknirscht. In der Restauration und im Zeitalter der Metternichschen Reaktion haben sie dann die flammenrote, die blutrote Zeit des Empire *grün* erinnert. Die Erinnerung der Völker wie der Individuen wirkt sich ohnedies aus Gründen der Ermüdung in Komplementären aus, und ganz besonders an ihre Machtkulme, mögen sie auch nur ephemär und mit grausigen Opfern erkämpft worden sein, denken die Nationen mit einer romantisch verfälschenden und rührseligen Liebe zurück.

Alle diese Feststellungen kann man so zusammenfassen, daß man

vorhersagt, das immer noch stolze Europa werde in kommender Zeit nur mühsam und künstlich, fast möchte man sagen heuchlerisch die erforderliche welthistorische Bußfertigkeit zustandebringen; es werde die retro-imperialistische Einmischung der diadochalen Mächte von der Peripherie her auch dann als Demütigung empfinden, wenn diese Einmischung offenkundig durch die Fehler Europas heraufbeschworen worden ist.

Wenn Demut und Selbsteinkehr eine Tugend ist, so muß man als Mensch diese Tugend gegen sich selbst erzwingen. Vielleicht wird eine kommende Psychologie der Geschichte (was mit Massenpsychologie nicht identisch ist) genau und berechenbar feststellen können, daß der Mensch um sich selbst zu seinen höheren Zwecken reif zu machen, gegen sich selbst mit einem ganzen System künstlicher Not arbeitet.

Es kommt eine große Passion retro-imperialistisch über Europa. Wenn man das erkannt hat, so mag einem der Gedanke kommen, Leiden sei fruchtbar und aus dem Martyrium könne sich eine religiöse Erneuerung Europas entfalten, es könne eine neue Religion aus dem vergreisenden Christentum emporsteigen wie der Phönix aus seiner Asche.

Dies kann man hoffen, aber man darf sich nicht blindlings darauf verlassen, die gegenwärtige Weltkrise, die künstliche Not und die Selbsteinkreisung Europas werde sich in diesem Sinne auswirken. Denn es ist zweifelhaft, ob der Körper eines ganzen Volkes sich leichter verjüngt als der Leib eines vergreisenden Menschen, und man muß prüfen, welche ganz anderen Auswirkungen, welche ganz anderen und weit weniger erwünschten Auswirkungen eine solche Krise haben könnte. Wie schon angedeutet, könnte sie vor allem zu einer Erneuerung und Renaissance aller kontinental-chauvinistischen Bewegungen führen, die das Europa des beginnenden 20. Jahrhunderts in die Katastrophe hineinverleitet haben.

Zweitens liegt es nahe, zu vermuten, daß die einzelnen Völker Europas, wenigstens einzelne Gruppen unter ihnen, versuchen werden, die Siegermächte gegeneinander auszuspielen und auch mit ihnen Militärbündnisse zu schließen, um in den kommenden Weltkämpfen außerhalb Europas wenigstens als Söldner in fremden Diensten mitzugreifen.

Wir hätten dann, ganz im großen, die Wiederholung des Schweizer

Schicksals nach der Schlacht von Marignano. Damals hat die Eidgenossenschaft tief erkannt, daß sie, um als Großmacht in das europäische Spiel miteingreifen zu können, ihre innere regionale Mannigfaltigkeit dem Zentralismus zuliebe hätte aufgeben müssen.

An diesem großen Scheidewege ihres Schicksals hat sie dann der Innenpolitik das Primat eingeräumt. Sie hat auf jede Großmachtambition verzichtet, um ihren Staatenbundcharakter im Innern aufrechterhalten zu können. In einer andern Größenordnung ist das Schicksal Europas gegenwärtig das gleiche: die Staaten, in denen Europa aufgegliedert ist, entsprechen der sprachlichen und kantonalen Mannigfaltigkeit, auch der religiösen Mannigfaltigkeit der Eidgenossenschaft. Sowohl der Napoleonische als auch der Hitlersche Versuch einer Welthegemonie Europas ist vielleicht daran gescheitert, daß Europa seine »kantonalen« und »regionale« sprachliche und religiöse Mannigfaltigkeit, auch wirtschaftspolitische Mannigfaltigkeit nicht zu Gunsten des Zentralismus hat aufgeben wollen, der doch notwendig gewesen wäre, um sich gegen Weltreiche wie U.S.S.R. oder U.S.A. siegreich durchzusetzen.

Trifft diese Analogie zu, so darf man nicht vergessen, wie die Eidgenossenschaft zwar nach Marignano auf jeden Imperialismus verzichtet hat, aber doch mit dem Leben und Blut ihrer Söhne in der Tarnung des Söldnerwesens in fremden Diensten an den folgenden Kämpfen zwischen den europäischen Mächten teilgenommen hat.

Wenn der Dreißigjährige Krieg der typische europäische Religionskrieg gewesen ist, so ist der Sonderbundkrieg, den General Dufour so maßvoll und human hat lokalisieren können, unser letzter, kleiner Schweizer Religionskrieg gewesen. Vorher aber, im 16. und 17. Jahrhundert, haben, trotz des Kampfes eines Zwingli gegen das Reisläufertum, immer wieder Schweizer Regimenter mit großer Tapferkeit und schweren Verlusten an allen europäischen Religionskriegen leibhaftig teilgenommen. Dementsprechend ist zu erwarten, daß sich inskünftig die ehemals so hochgemuten Völker Europas unter den mannigfaltigsten Gründen und unter den kaufmännisch prächtigsten Vorwänden dazu bereit finden werden, selbst aus einem pazifisierten Europa heraus, in mehr oder minder getarntem Söldnertum an den Auseinandersetzungen der künftigen Weltmächte teilzunehmen. Erst wenn der Unternehmer auf eine eigene Firma verzichtet, wird er frei für ein Angestelltenverhältnis. Völker, denen man den Imperialismus

ausgeredet oder ausgetrieben hat, sind erst frei geworden, um in fremder Sache zu kämpfen.

Hält man welthistorische Umschau, ob es gegen dieses Schicksal irgendeine innere Rettung gibt, so wird sich herausstellen, daß sie nur in der Leistung einer neuen großen »Religionsbildung« gefunden werden könnte. Anders ausgedrückt: *in der Schöpfung eines neuen Menschen.*

Mag man Europa unter dem Gesichtspunkt seiner räumlichen Größenordnung unter den Kontinenten oder nach Maßgabe seiner relativen Armut an industriellen Rohstoffen (trotz Eisen und Kohle) betrachten, so erkennt man, daß diese Gruppe verhältnismäßig kleiner Nationen, die sich zudem weitgehend wechselseits neutralisieren, sich wohl darein fügen muß, daß den Europäern in der quantitativen Entwicklung des Weltindustrialismus die Führung endgültig entglitten ist.

Nur mit Bezug auf die *quantitative* Entfaltung des Industrialismus gebührt es sich, als Europäer skeptisch und pessimistisch zu sein. Wir müssen sogar ins Auge fassen, daß unser europäischer Industrialismus inskünftig einer Planung von außen her unterworfen wird, das heißt aufhört, strukturell autonom zu sein. Die Prognose unseres Schicksals lautet dahin, unser Industrialismus werde inskünftig ferngesteuert sein.

Dies ist aber insofern nicht mehr gleichbedeutend mit Selbstaufgabe, als die »Weltmächtigkeit« des Industrialismus überhaupt erfaßbar und vorberechenbar geworden ist und in einem gewissen Sinne bereits als abgeschlossen zu gelten hat. Nicht zwar in dem Sinne, als ob Schiffe und Flugzeuge, chemische Verbindungen und Explosivstoffe, die Formen des Wohnens, der Hygiene und des technisch wohl temperierten Massenklimas bereits ihre Höchstgrenze erreicht hätten. Aber weil alle technischen Beschleunigungen, alle noch denkbaren Fortschritte im »Transport« unwiderruflich an der Lichtgeschwindigkeit »abprallen«; an der Tatsache, daß das gesamte Signalwesen der Menschheit sich bereits auf die unüberschreitbare Konstante c ($c = 300\,000$ Sekundenkilometer im Vacuum) standardisiert, kann man die gesamte noch erreichbare Weiterentwicklung der Technik vorausberechnen. Dies entspricht einer Art von *Konstantengeometrie**, auch

* Es ist unerläßlich (und gewiß nicht nur, um dieses Buch zu lesen), daß man sich systematisch übt, in Feldkonstanten zu denken und zu »schauen«. Man mag von der Lichtbreitung im Weltvakuum ausgehen: $c = \lambda \cdot \nu$

auf dem Gebiet der Weltwirtschaft und der Technik, und dadurch werden die Wirtschaftskräfte tiefer beherrschbar als durch irgendeine wirtschaftspolitische Regulierung, sei es im Zusammenhang mit Monopolbildungen, durch staatliche Planung . . . oder durch Fernsteuerung der Wirtschaft von einem Land zum andern.

Der Sinn dieses Buches geht vielleicht am deutlichsten aus der Ueberschrift des späteren 5. Abschnitts hervor: »Zur Technisierung der sozialen Ethik«. Nirgends wird man bei uns einen Aufruf zum seelischen Aufschwung oder zur freiwilligen Selbstbeschränkung der Mächte finden. Solche Ermahnungen gehören in das Gebiet der reinen Rhetorik. Sie dienen lediglich der Selbsttäuschung, der die Völker in jeder Ermüdungsperiode erliegen, um dann in der nächsten Phase unentwegt wieder in hemmungslose Gewalttätigkeit auszubrechen.

Der Mensch ist das Maß der Dinge. Wo aber findet der Mensch sein Maß, es sei denn aus seinem eigenen Werk?

Aus der dynamischen Wirtschaftsentfaltung ergeben sich rasch Weltwirtschaftskonstanten, Konstanten der unüberschreitbaren technischen Selbstabgrenzung, auch der ganzen Menschheit. Dieser Prozeß entspricht den Selbstabgrenzungen, die sich aus der Astrophysik für das All, für die Welt ergeben haben, und nur aus ihnen kann sich eine wirkliche und gesunde Bändigung des struggle for life zwischen den imperialen Mächten der Erde ergeben.

Will man den höheren Menschentyp, dessen Heimat Europa sein *könnte*, als Uebermenschen bezeichnen, so wäre es auch nur eine leere Phrase, zum Uebermenschentum aufzurufen. Nur wenn die Menschenwelt sich im Sinne einer strukturalen Elektrifizierung in ein überlegenes Maßsystem der Werte hinein entwickelt, kann sich der Mensch dann wieder an diesem seinem eigenen Werke emporranken und zu einer neuen Funktionsweise, ja zu einer neuen Form von Sinnlichkeit und von Sinnhaftigkeit weiterarbeiten. Auch dies geschieht nicht auf Grund vernünftiger Ueberlegungen oder irgendeines überschwänglichen Entschlusses, der dann doch alsbald wieder annulliert

Hier muß c immer $= 3 \cdot 10^{10}$ cm sec⁻¹ bleiben. Die beiden Faktoren, aus denen sich dieses konstante Produkt ergibt, die Frequenz ν und die Wellenlänge λ können sich dann nur »reziprok« zu einander verändern. (Hier ist zu vermerken, daß Konstantenzahlen immer als Unitäten, analog der »Eins« bei der arithmetischen Darstellung des Reziprozitätsverhältnisses $1 = 3 \cdot \frac{1}{3}$ betrachtet und behandelt werden sollen.)

Weiteres siehe im Anhang, Seite 113 ff.

werden würde, vielmehr auf dem Umwege über die künstliche Not, in welche sich der Mensch selbst hinein manövriert hat, um sie dann zu überwinden . . .

Gerade weil Europa retro-imperialistisch eingekesselt ist, hat es eine große Chance, in diese Steigerung des Menschentums hineingedrängt zu werden, aber es wäre Selbstmord, sich einzubilden, daß wir Europäer ein Monopol auf diesen Aufstieg hätten. Der ist schon halb verloren, wer da wähnt, die Zukunft in irgendeinem Sinne »gepachtet« zu haben. Dann könnte man ja die Weiterentwicklung sabotieren, indem man darauf verzichtet, sie zu vollziehen.

Dies ist nur ein Traum und nicht einmal ein schöner. Passives Erleiden in erheuchelter und sogar in echter Zerknirschung ist noch lange keine Tugend, keine schöpferische Virtù, und man muß immer darauf gefaßt sein, daß andere Menschen auf dem Sprunge stehen, die Leistungen zu vollbringen, die wir selber verabsäumen.

Wehe den Rentnern der Weltgeschichte, den Müden und Selbstgefälligen! Sie bleiben auf den glühenden Wüstenstraßen ebenso wie auf den Schneefeldern der Menschheitsfeldzüge in die Zukunft wie Wracke liegen . . .

Der Strom geht weiter.

II.

ZUR TECHNISIERUNG DES »ÜBERMENSCHEN«

Der Begriff »Uebersch« ist von Nietzsche her schwer belastet. — Das Wort stammt von Goethe (»Faust I«, Vers 490), aber der Begriff ist schon in der Antike da. — Man muß noch viel weiter zurückgreifen. — Durch Beherrschung des Feuers hat sich der Mensch schon in der Alt-Steinzeit zum auto-thermen Uebertier erhoben. — Entlarvung des faustischen Ueberschen als »Prothesen-Gott« (dies Wort von Freud geprägt). — Lebensstufe, Lebenssystem der Auto-Thermie (Auto-Chorie). — Der an dieses System angepaßte Mensch ist der Mensch »bisher«. — Der Ueberschen ergibt sich dann folgerichtig aus der »Schöpfung« einer relativistischen Kosmotechnik und aus der Anpassung an sie.

Der Mensch, ein Prothesengott! . . .
Sigmund Freud.

Ich lehre euch den Ueberschen. Der Mensch ist etwas, das überwunden werden soll. Was habt ihr getan, ihn zu überwinden?
Friedrich Nietzsche.

Die Behauptung, daß Europa, Westeuropa sogar aus seiner Bedrängnis heraus den Ueberschen »erzeugen« werde, muß zunächst unpopulär sein, sie muß fast abstoßend wirken und Mißtrauen erwecken, denn gegenwärtig ist der Begriff »Ueberschen« mit einer schweren Hypothek belastet, wie das Gedankenwerk Friedrich Nietzsches überhaupt. Und zwar nicht ganz mit Unrecht, weil sich bei Nietzsche der Begriff »Ueberschen« immer wieder dem Begriff von den »Viel-zu-Vielen« gegenüberstellt. Dadurch bekommt der Terminus »Ueberschen« etwas »Aristokratisches«, und zwar in des Wortes antiquiertester, reaktionärster, schädlichster Bedeutung.

Pallas Athene mag voll gewappnet dem Haupt des Zeus entsprungen sein, gewiß aber nicht ebenso der Begriff »Ueberschen« aus dem Kopfe Nietzsches. Er ist einer uralten historischen Tradition entstiegen.

Als deutsche Vokabel erscheint das Wort erstmalig in Goethes »Faust I«, Vers 490:

Erdgeist: Du flehst erathend mich zu schaun,
Meine Stimme zu hören, mein Antlitz zu sehn;
Mich neigt dein mächtig Seelenflehn,
Da bin ich! — Welch erbärmlich Graun
Faßt Ueberschen dich! . . .

Das Wort ist also von vorne herein aus Ironie geboren. Auch hat Goethe höchstens für die Literatur das Wort »Uebermensch« geprägt. Der Sache nach kommt der Uebermensch aus der Tiefe der Zeiten. Herodot wirft den Barbarenkönigen grundsätzlich vor, daß sie in Hybris die Uebermenschen zu spielen suchten. Prometheus ist gar nichts anderes als ein »faustischer« Uebermensch der Antike. Dann finden wir wieder und wieder den gleichen Typ eines *Mannes*, der von neuem zum herkulischen Halbgott aufsteigen möchte: in Marlowes »Dr. Faustus«, in der Dichtung Byrons*, bei Grabbe usw.

Aber alles dies, selbst der Uebermensch der antiken Mythik und Tragik, sind nur verhältnismäßig »moderne« Ausprägungen eines Phänomens, das in den Anfängen der Menschwerdung, also wie wir heute wissen im Paläolithikum, in der Altsteinzeit wurzelt.

Man erwäge, daß *der Mensch im Grunde schon wieder kein Säugetier mehr ist*. Man mag die Menschwerdung dadurch kennzeichnen, daß man sagt, in einem gegebenen Welt-»Augenblick«, in seiner Weltstunde habe der Mensch erkannt, erfaßt, daß er zum *Uebertier* geworden, oder bereits vorbestimmt war. Das technische Symbol dieses Aufstiegs ist die Bändigung, die »*Adoption*« des Feuers gewesen. Vermöge des Feuers war der Mensch imstande, eine ganze Höhle, ein ganzes Zelt oder Haus so zu durchwärmen, daß die gesamte Urfamilie, die gesamte Horde (auch bereits »adoptiertes« Getier) wie ein ungeborener Wurf im blutwarmen Mutterleibe geborgen und den Wintern zum Trotz in Behagen gebettet war. So ist die Feuerbeherrschung (auch im Zusammenhange mit der entodermal bezogenen Kochkunst) zum Haupt- und Zentralsymbol für die Emanzipation des Menschen aus der Leitfossilienstufe des Säugetiers geworden. Dies ist ein matriarchalisches Element, gemäß der Tatsache, daß bei den Beuteltieren und bei den echten Plazentaten es die Mutter ist, die das noch ungeborene Kleine, auch bei bitterster Kälte, im Fleischgehäuse ihres Leibes fast tropisch verwahrt.

Damals also, in der Altsteinzeit hätte sich der Mensch (bereits mit technischen Mitteln, wohlgermerkt) zum Uebertier erhoben. Von un-

* H. Taine behauptet in seiner Geschichte der englischen Literatur, daß die englische Phantasie überhaupt weit mehr als die französische, zur Schöpfung solcher »Dämonen« neige. Und gleiches wird man wohl auch von russischem Geist behaupten dürfen.

serem Standpunkte aus gesehen wäre es dann erst der *Vormensch* gewesen.

Dann hat sich der Mensch voll zum Leitfossil des späteren Quartärzeitalters auf Erden entfaltet. Und nunmehr, mitten unter uns, durch uns hindurch, zeichnet sich in den ersten Umrissen der Uebermensch, der Ultramensch als Leitfossil des beginnenden relativistischen, quantenmechanischen *Quintär-Zeitalters* ab.

Sobald bei den nomadisierenden Sammlern und Jägern der älteren Steinzeitepochen* das Uebertier Mensch sich als neues Leitfossil in der Architektonik der Erdgeschichte abgesetzt hatte, konnte ein Prozeß beginnen, der von neuem darauf abzielte, den bisherigen Menschen wiederum zum bloßen Vormenschen zu deklassieren. Wohlgermerkt zum Vormenschen, zum Inframenschen. »Untermensch« ist nur ein Mißgriff, eine schlechte Wortbildung hochstaplerischen Charakters. Selbst vom Standpunkte eines standardisierten Uebermenschentyps kommender Zeit ist der Neanderthaler kein Untermensch, sondern ein Ahne. Dankbarkeit gegenüber den überwundenen Stufen ist unerläßliche Vorbedingung gesunden Voranschreitens . . . Gerade so wie erhöhte Zukunftsbeherrschung, Zukunftsvorwegnahme eine entsprechende Vertiefung und Erweiterung der Vergangenheitsbeziehung zur unerläßlichen Voraussetzung hat. Die Mächtigkeit des Anlaufs muß der Schwere und Höhe der zu überwindenden Hürde entsprechen.

Ist diese historische »Relativisierung« des Uebermenschenbegriffs klar erfaßt und in die Hierarchie der Geschichte hineinverarbeitet, so wird leicht zu entlarven, wie weitgehend alles Uebermenschentum von Ikarus und Prometheus bis zu Goethes und zu Grabbes Faust und bis zu den Schlotbaronen, die G. B. Shaw oder O. Spengler teils bewundernd porträtieren, teils karikieren, für unseren überlegenen Standpunkt bereits nichts mehr gewesen sein wird als technologisch bedingtes Schein-Uebermenschentum.

Eins freilich muß man mit aller Schärfe betonen und immer wiederholen: die Technik ist zwar in dem Sinne, wie es in den folgenden Kapiteln entwickelt werden wird, *technosophisch* »bis ans Ende« vorberechenbar, praktisch aber noch in voller Weiterentfal-

* Für die Regeneration der historischen Forschung ist es wesentlich, von der Tatsache auszugehen, daß die Tiefendimension der Geschichte eine prinzipielle Verhundertfachung erfahren hat. Siehe auch A. Turel »Bachofen-Freud«, S. 155 ff.

tung. Ja, man kann sogar sagen, daß sie erst im Begriffe steht, ihre welthistorischen Flegeljahre zu überwinden. Sie mausert sich gerade jetzt in ungeheuerlichen Geburtswehen von ihrer thermosymbolischen Stufe zur relativistischen, quantenmechanischen, astrophysikalisch fundierten *Kosmotechnik* der Zukunft. Und erst dann wird sie reif geworden sein . . . dem Menschen zu dienen, allen Menschen zu dienen, anstatt nur wenig »Auserlesenen« die Möglichkeit zu verschaffen, den Uebermenschen zu spielen, was notwendigerweise zur Ausbeutung und Versklavung der Allermeisten führen muß.

Untersucht man den Typus des faustischen Menschen als charakteristische Form des Uebermenschen bisheriger Prägung, so wird man immer wieder finden, und zwar mit einer tiefen Enttäuschung, daß er mit seinem Welthunger, seiner Weltleidenschaft, seinem Herrenehregeiz über die alten Märchen von 1001 Nacht nicht recht hinauskommt: Märchenreichtum (was sich notfalls durch Massenverkauf von Fleischextrakt »diesseits« von jedem Wunder erreichen ließe), fliegende Zauberteppiche (eventuell täte ein Flugzeug die gleichen Dienste, und sogar mit mehr Komfort), herkulische Liebesfähigkeit (es wird immer wirksamere Hormonpräparate geben), Allgegenwart der Sinne (das Fernsehen wird um 1960 oder 1970 fast bis zur Vollkommenheit verwirklicht sein) . . . Um solchen Preis werden demnächst selbst die Leute, die eine Seele zu haben glauben, sie nicht an den Teufel verkaufen mögen . . .

Dazu kommt, daß hinter dem faustischen Wesen sich sehr häufig ausgesprochene Feigheit tarnt. Schon Goethes Faust überwindet seinen Gegner Valentin nicht gerade mit ritterlichen Mitteln, sondern nur dank Mephisto, der dabei die Rolle eines gedungenen Bravo spielt. In Grabbes Dichtung »Don Juan und Faust« fegt der Uebermensch Faust einen unliebsamen Rivalen von den Alpen, indem er gegen ihn einen Sturm entfesselt, ähnlich wie in der modernen Technik Windkanäle aufgebaut werden, in denen Flugzeuge auf ihre Eigenschaften geprüft werden. Wie Euripides den Deus ex Machina erfunden hat, als Notbehelf und als Ersatz für mangelnde Gestaltungskraft, hat die faustische Dichtung den »Satan ex Machina« hinzuerfunden.

Tief originell, unheimlich und gewaltig erscheint die Problematik von Marlows, von Goethes Faust sogar nur vom Standpunkte des vor-technischen Zeitalters aus.

In Faust I Vers 1070 ff. drückt Goethe seine Sehnsucht aus, fliegen zu können:

Betrachte, wie in Abendsonneglut
Die grünumgebenen Hütten schimmern.
Sie rückt und weicht, der Tag ist überlebt,
Dort eilt sie hin und fördert neues Leben.
O, daß kein Flügel mich vom Boden hebt,
Ihr nach und immer nach zu streben!
Ich säh' im ewigen Abendstrahl
Die stille Welt zu meinen Füßen,
Entzündet alle Höhn, beruhigt jedes Tal,
Den Silberbach in goldne Ströme fließen.
Nicht hemmte dann den göttergleichen Lauf
Der wilde Berg mit allen seinen Schluchten;
Schon tut das Meer sich mit erwärmten Buchten
Vor den erstaunten Augen auf.
Doch scheint die Göttin endlich wegzusinken;
Allein der neue Trieb erwacht,
Ich eile fort, ihr ewges Licht zu trinken,
Vor mir den Tag und hinter mir die Nacht,
Den Himmel über mir und unter mir die Wellen.
Ein schöner Traum, indessen sie entweicht.
Ach! zu des Geistes Flügeln wird so leicht
Kein körperlicher Flügel sich gesellen.
Doch ist es jedem eingeboren,
Daß sein Gefühl hinauf und vorwärts dringt,
Wenn über uns, im blauen Raum verloren,
Ihr schmetternd Lied die Lerche singt,
Wenn über schroffen Fichtenhöhen
Der Adler ausgebreitet schwebt,
Und über Flächen, über Seen
Der Kranich nach der Heimat strebt.

Gewiß sind das große, schwungvolle Verse. Und anderthalb Jahrhunderte vor der Verwirklichung von Flugzeug und Radio bedeuten sie auch eine wahrhaft schöpferische Vorwegnahme dessen, was heutzutage jeder von uns im Verkehrsflugzeug oder im Segler empfinden mag. Wenn ein Reporter, Schriftsteller oder Pilot nach einem Flug sein Erlebnis ebenso schön sollte beschreiben können, wie es Goethe tut, so dürfte er sich deswegen doch noch nicht mit Goethe gleichstellen. Ganz im Gegenteil erschiene er im tiefsten Sinne als Epigone, weil nur die Vorwegnahme der späteren Realisation als »genial« angesprochen werden kann. Sodann stellt sich aber die Frage: nimmt Goethe in den zitierten Versen die Flugtechnik wirklich voraus? Deutlich »schwebt« ihm das Fliegen eines Vogels vor. Wie im Märchen

müßte sich also der Mensch in einen Vogel verwandeln. Der Vogel aber erreicht das Fliegen nur durch *Organdifferentiation*. Er muß seine Vorderbeine oder Arme opfern, um sich Flügel »anwachsen« zu lassen. Daß der Mensch grundsätzlich dieses Opfer, diese Verkrüppelung verweigert, sehen wir bei den »Engeln«, denen die Flügel als drittes Paar Gliedmaßen aus den Schulterblättern sich entfalten. Diesen Tatbestand hat Sigmund Freud mit dem Ausspruch gekennzeichnet, der Mensch sei ein *Prothesengott*. Tatsächlich erscheint die Technik insgesamt in ihrer Anschmiegun g an das Individuum als ein System von lauter Prothesen. Hierbei kann man nützlich zwischen:

- a) *Entodermalprothesen* (Pflanzenzüchtung und thermisch-chemische Kochkunst im weitesten Sinne).
- b) *Ektodermalprothesen* (*Sensorialprothesen* wie Brillen, Detektoren aller Art, und *Gliedmaßenprothesen* wie Hammer, Stelzen, Fahrräder, Flugzeuge, Ruder, Schiffe usw.)

unterscheiden. Dieses technisch-industrielle Prothesensystem ermöglicht es dem Menschen, alle Sonderleistungen aller Tiere (und Pflanzen!) persönlich-»künstlich« zu erreichen, ohne in irgend eine Organ-differenzierung willigen zu müssen, die er als »Entmenschung« und als demütigende Verkrüppelung empfinden würde . . . dafür bindet freilich dieses Prothesensystem das Individuum an den industriellen Produktionsapparat.

Die Geschichte der Technik und insbesondere des technischen Prothesensystems muß nun deutlich zwei Stufen unterscheiden: In der ersten bilden die technischen Prothesen noch das Monopol weniger, die sich von ihnen »bedienen« lassen, und auf diesem Wege versuchen, sich als Uebermenschen über die Prothesenlosen zu erheben*, in der zweiten Stufe wird das Prothesensystem »demokratisiert«, es darf oder *muß* sogar »jeder« fliegen, Unterseeboot fahren, das Radio benutzen, wobei das gesamte prothesenbedingte Uebermenschentum möglicherweise entwertet wird, ganz gewiß aber seinen Sinn verändern muß.

Diese Ausführungen sind keineswegs als Entwertung solcher Dichtungen wie Shakespeares »Sturm« oder Goethes »Faust« gemeint. Sowohl Shakespeare als auch Goethe sind sich des dubiosen, hochstaplerischen Charakters der technischen »Wunder« und übermenschlichen

* So ist das Rüstungsmonopol des mittelalterlichen Rittertums zu verstehen.

Leistungen mit tiefster Ironie bewußt. Unvergleichlich kommt dies im ganzen Faust II zur Geltung. Sowohl in der Assignaten-Geld-Schöpfung des Mephisto, als auch in den Mitteln, mit denen der Gegenkaiser geschlagen wird, in den Homunkulus-Euphorion-Partien und sogar bei den Land-Schöpfungen Faustens gegen Ende. Und vermutlich wird bei Goethe auch Mephistopheles um die Erfüllung seines Vertrages geprellt, weil er dem Faust seinerseits auch nur den Wunder-Ersatz von lauter technischen Prothesen geliefert hat. Bei allem, was ihm Mephisto verschafft, fühlt sich Faust betrogen . . . ganz so wie auch die Menschheit immer sehr schnell aller technischen »Wunder« alias Prothesen müde wird.

Die Palaio-Soziologie zeigt uns, daß der Mensch, von dem die Kulturen des westeuropäischen Kulms ausgegangen sind, möglicherweise zu seinen höheren Zwecken geschult worden ist, indem er Jahrtausende hindurch, wie Ebbe und Flut riesenhafter Gezeiten, abwechselnd Eiszeiten polaren Klimas und Zwischeneiszeiten geradezu tropischer Temperatur hat überstehen müssen. Dabei mag er zum Ueberwarmblüter, zum auch sozial auto-thermen Wesen gediehen sein*.

Schreiten wir nun von der Definition der Auto-Thermie, wie sie in Wohnwesen und Handwerk von den ältesten Kulturzeiten bis um die Mitte des 18. Jahrhunderts konstant geblieben ist, ins Dampfzeitalter herüber, so sehen wir, daß der Mensch bis zum Ende des 19. Jahrhunderts niemals über die Thermosymbolik seiner »übermenschlichen« Erdbeherrschung hinausgekommen ist. Denn die Winde z. B. als treibende Kräfte der Segelschiffahrt sind reine Funktionen der atmosphärischen Thermik. Und wenn nun die Dampfmaschine und der Motor die Druckkraft der Gase in ihre Kessel und Zylinder einfangen, so ersetzt die Feuerung ganz einfach die Sonne (bei der Frage der Sprengkörper steht es ebenso). Die Auto-Thermie ist vervollkommenet und gesteigert, aber das Prinzip, die »Symbolik«, bleibt die gleiche. Wir halten noch immer beim auto-thermen Menschen und sind zum relativistischen Uebermenschen erst unterwegs.

* Den Begriff der *Auto-Thermie* führen wir nicht nur deshalb ein, weil im Französischen und Englischen ein Wort für Warmblüter fehlt, sondern auch, weil »Warmblüter« nicht ausdrückt — daß der Körper der Vögel und der Plazentaten sich nicht nur selbst erhitzt, sondern sich auch auf eine konstante optimale Wärme temperiert. (Für den entsprechenden Begriff *Auto-Chor* siehe Adrien Turel »Bachofen-Freud, Zur Emanzipation des Mannes vom Reich der Mütter«, Seite 81.)

Wir gelangen somit zu einer ganz bestimmten einheitlichen These: die Erfassung des Feuers, der Aufstieg des Menschen zum Ultra-säuger, zum eigentlichen auto-thermen Wesen (mit Hilfe von Prothesen) ist das entscheidende Symbol für die Emanzipation des Altkulturmenschen aus der Lebensordnung der Säugetiere im Sinne des Tertiär. Wenn man Kapitalbildung im tiefsten Sinne als Schaffung eines Ueberkörpers versteht, in dem wie in einem Hause Tiere und Pflanzen als Familienmitglieder zweiter Art aufgenommen, adoptiert und in Binnenanpassung an den Menschen gesteuert werden, so ist es charakteristisch für diesen prometheischen, feuerbeherrschenden Menschen als Uebertier, als Uebersäuger, daß er in seinem Eigentumsbereich wie in einem blutwarmen Gefäß Erscheinungen wie die Brunstzeiten und darüber hinaus wichtige periodische Funktionen der endokrinen Drüsensekretion, wie sie bei den Säugetieren auftreten müssen, um das Tier gemäß der Periodizität von Sommer und Winter zu steuern und anzupassen, aufzulösen beginnt. Und zwar ist es wichtig zu bemerken, daß diese thermisch bestimmte Binnenlandschaft auf die Haustiere stärker einzuwirken scheint als auf den Menschen selbst . . . *Eben daraus läßt sich bereits erschließen, daß der Mensch über die rein thermisch bedingte Stufe des Uebertiers, des Uebersäugers, des Ueber-Warmblüters bereits hinausstrebt.*

Wohin?

Nachdem wir festgestellt haben, daß auch die Technik des Dampfzeitalters und sogar des Explosionsmotors noch thermo-dynamisch fundiert ist, ergibt sich, fast mit Selbstverständlichkeit, daß die nächst höhere, die kommende Stufe der Menschheit, die Stufe des Uebermenschen nur darin bestehen kann, daß die thermo-dynamische Symbolik der Landschaftsregulierung nur noch als selbstverständlich weitergeführt wird, daß der Mensch aber entscheidend darüber hinaus zur Beherrschung der Landschaft und der Erdstruktur, des Gesellschaftsraums insgesamt, auf Grund einer ganz allgemeinen *relativistischen, elektrifizierenden Feldtheorie* emporstrebt.

Es wird sich erweisen, daß dieser Uebergang vom thermo-dynamischen zum elektro-magnetisch aufgefaßten soziologischen »Feld« eine Krise und eine Beziehungsveränderung des Menschen bedeutet, so einschneidend, so grundlegend und so gewaltig wie in Urzeiten die Bändigung, die Adoption des Feuers.

Dann können wir, jenseits von allen romantischen Tiraden über

Heraufkunft und Wünschbarkeit des Uebersmenschen, genau bestimmen: der Uebersmensch solle als Individuum und als Gruppe der Mensch sein, der mit seinen Sinnen, seinen Funktionen und Reaktionen nicht mehr nur an die Symbolik des thermo-dynamischen Zeitalters angepaßt ist, vielmehr darüber hinaus auch an die Maßgitter und an die Feldstrukturen der relativistisch elektrifizierten Welt. Die Leistungsanforderungen selbstumgestaltender Art, die in diesem Zusammenhang an uns, und fast ebenso noch an die nächstfolgenden Generationen gestellt sein werden, auch an beide Geschlechter, an Mann und Weib, sind gewaltig. Und nur, wenn man mit *hochpotenzierter, mit geballter Vorsicht* diesem unvermeidbaren Steigerungsprozeß entgegengeht, kann man ihn ohne Bruch im Wesen des Menschen überstehen.

Das ist das »Programm« dieses Buches, sein Tenor, den man auch in den folgenden Abschnitten immer von neuem und in neuen Variationen anklingen hört. Die hier vorgetragene Theorie zielt immer auf eine Technisierung aller Vorgänge, die man bisher dem religiösen Willen des Individuums überlassen wollte.

Aber dieses Buch wäre verkannt, wenn man glaubte, es läge darin etwas wie eine Demütigung des Menschen, als könne er sich nur hilflos-heteronom an der Technik hochranken. Wenn dem selbst so wäre, so nur wie der Fakir an seiner selbstgeschaffenen Himmelsleiter. Wenn die Geschichte das höchste (noch unentdeckte) Gebirge der Welt sein sollte, so ist jede Phase der Technik nur die Ausrüstung des Bergsteigers, die er unter sich ablöst, über sich voranwirft, um ihr nachzusteigen . . . und so fort . . .

Es wird sich erweisen, daß nur dieser »technosophische« Weg zur organischen Ueberwindung des bisherigen Menschen gangbar ist, und daß der Inframensch sich nur dann »überwinden« kann, wenn er immer wieder *geizlos* und fast verschwenderisch jede abgelebte technische Stufe fallen läßt, hierin vergleichbar dem Nasciturus, der das Werk seiner Amnionsphäre samt Nabelschnur abwerfen muß, wofern er will geboren werden können.

Wenn wir hoffen, daß gerade das gegenwärtig retro-imperialistisch eingekesselte Europa diese Höherformung, Höherstaffelung des Menschen wird leisten können, so gründet sich diese Erwartung darauf, daß wir Europäer ganz besonders darauf angewiesen sind, aus der Not eine Tugend zu machen; darüber hinaus aber auch auf die welt-

historische Tatsache, daß auch schon in der paläontologischen Vergangenheit gerade im westeuropäischen Bereich aus dem äonalen Rhythmus der Eiszeiten und der Zwischeneiszeiten, wie aus einem ozeanischen Wiegenlied riesenhafter Winternöte und Tropenverführungen die autotherm-automorphe Kulturautarkie des Menschheitsklimas geboren worden ist . . .

Wir Europäer wissen aus unserer gesamten quartären Erfahrung heraus, wie spekulativ-dubios alle Immobilierwerte sind, auch dann noch, wenn sie aus ganzen Kontinentalschollen bestehen. Denn wir haben in den Eiszeiten und den Zwischeneiszeiten abwechselnd den Südpolkontinent und das Amazonasgebiet bei uns zu Gaste gehabt.

III.

KALENDER, ÄRA, CHRONOLOGIE ALS MASS- UND ZUORDNUNGS-SYSTEM, ALS KOORDINATEN-SYSTEM DER HISTORISCHEN WERTE

*Im Menschheitsaltertum bis zur Spätantike ein Chaos von staatlichen »Eigenzeiten«. — Dem entspricht ein agonales »Maßsystem« zwischen den Staaten, das noch keine absoluten, tellurisch gültigen Maßgrößen vom Typus unserer Dreiheit CSG kennt, vielmehr nur durch Sieg oder Niederlage »jetzt und hier« die Ueberlegenheit eines Gegners über den anderen feststellen kann. — Sodann »ökumenische« Olympiadenära des sizilischen Alexandriners Timaios (um 280 v. Chr.) und entsprechende römische Reichsära »ab urbe condita«. Synchronisierung der bisherigen »Staats-Eigenzeiten« auf ein einheitliches Zeit-Koordinaten-System euklidischer Art (»Pantheon der Ären«). — Der Gregorianische Kalender ändert nichts an diesem System. — Erst das CSG-System gestattet es, sich nicht nur mit den Besten seiner Zeit, sondern mit den Besten aller Zeiten zu messen (Nurmi). — Wir sind aus diesem System bereits herausgetreten. — Wir stehen bereits in einem kosmo-industrialistischen, relativistischen Kalendersystem. Durch Standardisierung der Sinnesbeziehungen aller Menschen und Mächte auf die Konstante c haben wir den Gregorianischen Kalender praktisch bereits entwertet (ohne ihn beseitigen zu wollen). — Unabhängig vom Rhythmus der Tages- und Jahreszeiten wirkt der Kosmo-Industrialismus »autark« durch seine Booms und Stilllegungen, durch seine Phasen und Schöpfungen neuer Industrien *d a t u m s c h a f f e n d*, Jahreszeiten bestimmend, Klima verändernd. — Daher Kalenderkrise unserer Epoche.*

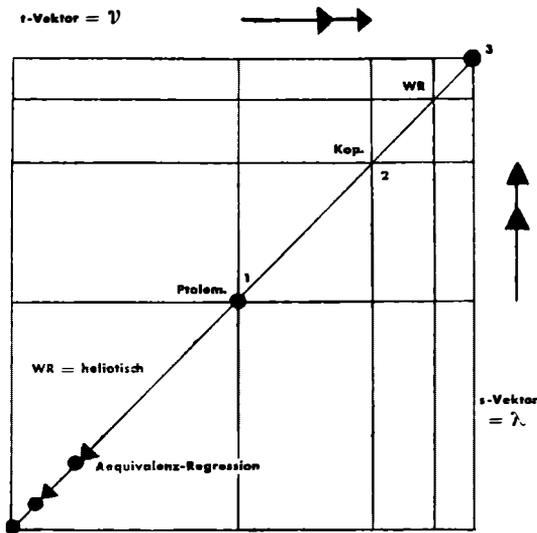
Im vorigen Kapitel haben wir versucht, den Begriff des Uebermenschen zu regenerieren, indem wir ihn aus Urgründen der Menschheit emporwachsen ließen.

In diesem Abschnitt gehen wir daran, mit den Problemen der historischen Chronologie entsprechend zu verfahren. Dabei gewahren wir zunächst, wie geradezu »modern« alles ist, was wir unter Chronologie verstehen. Der ökumenische Kalender, wie wir ihn benutzen, geht auf das dritte vorchristliche Jahrhundert zurück. Beginnt man aus den gewaltig langen Dünungen der Steinzeit heraus zu operieren, so wird die Chronologie der Antike bis zu uns wahrhaft »rezent« und sie droht dadurch entwertet zu werden. Fragt man: Wann liegt der Mensch in der Stufung der Zeiten? so wird er zu einem Spätling kürzester Lebenszeit deklassiert. Und ganz entsprechend steht es, wenn man fragt: Wo steht der Mensch im Gefüge der Welt?

Für den antiken Ptolemäismus und auch noch für die gesamte Ka-

tholizität bis zu Kopernikus und zum Zeitalter der Entdeckungen stand der Mensch auf seiner Erde noch in der Mitte des Raums und zwischen Schöpfung und Jüngstem Gericht auch wohl in der Mitte der Zeiten. Wenn der Kopernikianismus, und erst recht die modernere Astrophysik und Geologie den Menschen räumlich und zeitlich aus jeder Zentralstellung in den Aequivalenzen der Welt verdrängen, und wenn sich daraus etwas wie eine metaphysische Entwertung ergibt, so fehlte bisher jede Kompensation für diese Bagatellisierung unseres Daseins, weil diese Kompensation sich nur aus relativistischen Ueberlegungen und Geisteserlebnissen ergeben kann.

Die folgende Figur möge die Sachlage dartun:



Der t-Vektor $= v$ möge die Verdrängung des Menschen aus der Mitte der Weltzeit darstellen*.

Der s-Vektor $= \lambda$ aber die entsprechende Verdrängung aus der raumhaften Weltmitte im ptolemäischen Sinne. Dann entspricht der *Diagonalvektor*, der *Retrovektor*, der auf das heliotische »Zentrum« hinzielt, dem reziproken Entwicklungsgang unserer Technik, welche

* Siehe auch »Eroberung des Jenseits« Seite 86—87.

umso mehr die heliotischen Prozesse erfaßt und beherrscht, als wir topologisch und chronologisch auf planetarische, fast möchte man sagen auf kosmisch provinzielle Lagen abgedrängt werden.

In den folgenden Kapiteln werden wir darauf zurückzukommen haben, aber hier schon muß auf diesen Tatbestand hingewiesen werden, weil gerade die jüdische und die antike Kultur, die entscheidend zur Reduzierung des kosmischen Lagenbewußtseins des Menschen beigetragen haben, komplementär ausgleichend, reziprok, auch gerade den technisch-physikalischen Machtbereich des menschlichen Geistes entsprechend gesteigert und potenziert haben.

Prüfen wir die Bildung und das Weltbild, die nicht nur im Mittelalter, sondern auch in der Renaissance, im Barock und bis zum Ausgang des 19. Jahrhunderts in Italien, Spanien, Deutschland, Frankreich, Skandinavien, England bei Katholiken und Protestanten allen Menschen übermittelt wurden, die zur Lenkung der Geschäfte, zum Regieren und zur Wissenschaftlichkeit herangezogen wurden, so finden wir ganz einheitlich eine Zentrierung der Betrachtung und des geistigen Kultus auf die Antike, die mit der im Vorstehenden charakterisierten Dezentralisierung aus Raum und Zeit in einen unveröhnlichen Gegensatz und Widerspruch zu geraten scheint.

Die Altertumsgeschichte, wie sie sich aus der allgemeinen Paläo-Anthropologie perspektivisch darstellt, läßt die Antike und die jüdische Religionsbildung nur noch als ein einzelnes Formphänomen unter sehr vielen anderen erscheinen, und es kommt uns vor, als seien uns diese Kulturgestaltungen nur in dem Sinne eminent wichtig, wie unter den Sternen verhältnismäßig schwache Sonnen (Alpha-Kentauri und Sirius) uns nur deshalb als erster Größe erscheinen, weil sie, vier bis zehn Lichtjahre entfernt, sich in »unmittelbarer« Nähe »unseres« Sonnensystems befinden.

Diese »Relativierung« der Altertumsgeschichte* erweckt tiefstes Mißbehagen in allen historisch geschulten Menschen, ja in allen Menschen bisheriger Schulung überhaupt. Gegenüber dieser Vervielfältigung und Auffächerung, Aufgliederung der geschichtlichen Menschheitssubstanz bis ins Paläolithikum und gar bis ins Tertiär suchen wir

* Ausdrücklich sei bemerkt, daß diese Form der »Relativierung« mit Relativitätstheorie kaum irgend etwas zu tun hat. Erst wenn »gleichzeitig« neuartige »Bindungen« von Raum und Zeit zu einem neuen Gestaltsprinzip vorgenommen werden, wird es »ernst«. (Siehe Seite 107.)

instinktiv die Wesentlichkeit und die Monopolstellung der Antike zu retten.

Aus der zäh-seßhaften Welt Mesopotamiens und Aegyptens mag die große Gleichung stammen:

Kulturmensch = Schreiber.

Diese Gleichung läßt sich nicht mehr halten. Wie sich rasch die Möglichkeiten postgraphischer Kulturen um uns entwickeln, erwacht in uns die Vorstellung von prägraphischen Kulturen. Es ergibt sich die Dreistufung:

Prägraphik bis etwa 4000 a. Chr. n.

Graphische Epoche bis etwa 1900.

Postgraphische Epoche ab 1950 etwa.

Nur weil wir aus der eigentlichen graphischen Epoche bereits wieder herausgetreten sind, vermögen wir die graphische Epoche bereits so deutlich als einheitliche Zeitgestalt zu gewahren. Dies ist geradezu ein Gesetz historischer Perspektive. Nur weil der Mensch kein Säugtier mehr ist, sondern ein autothermes und automorphes Wesen eigener Art, können wir die Säugerhegemonie des Tertiär so deutlich gewahren und kurvenmäßig abgrenzen*.

Die historische Dokumentation verschiebt sich auch morphologisch seit langem in sich selbst. Während ein Machiavelli (1469—1527) die römische Geschichte nur in den mehr oder weniger künstlerischen Darstellungen eines Livius fand und ein Michelangelo nur in den entsprechenden relativ späten Kunstdenkmälern der Antike, rekonstruiert die neuere und neueste Geschichtsdarstellung der Antike und des nahen Orients die petrefakt gewordenen Tatbestände immer mehr aus lauter Dokumenten, die ihrem Wesen nach der Wirtschaftsgeschichte und weit weniger der »dramatisch-tragischen«, politischen und militärischen Geschichte, die man bisher einzig hat sehen wollen, angehören**.

* Wichtig ist hier die noch unklare Problematik Spenglers in seinem »Untergang des Abendlandes«. Entsprechende Ausführungen finden sich in »Eroberung des Jenseits« vielerorts dann auch in »Bachofen-Freud, Zur Emanzipation des Mannes vom Reich der Mütter«, 6. Kapitel, Seite 155 ff.

** Siehe hierzu René König »Machiavelli, zur Krisenanalyse einer Zeitenwende«, wo der »Transformationspunkt« von künstlerisch-tragisch-kriegerischer in wissenschaftlich-wirtschaftlicher Geschichtsdarstellung für den wirklich »Lesenden« bereits musterhaft dargetan ist.

In der Methodik konvergiert also die Geschichtsdarstellung auch relativ »jüngster« Epochen wie der Antike mit der Paläo-Historik. Wir haben keinen Grund, die Vorzugsstellung der Antike (im weitesten Sinne, wie sie etwa bei Eduard Meyer behandelt ist) dadurch zu wahren, daß wir die Verzehnfachung, Verhundertfachung der Tiefenperspektive in der Geschichte bis ins Tertiär (bis in die Geburtsstunde des Säugetier-, des autothermen Typs) ablehnen. Das Problem kann und *muß* sogar wesentlich anders angepackt werden :

Fährt man mit einer Drahtseilbahn einen Berg hinan, so mag man vom Tal aus eine Wolke über sich sehen, die sich dem Gipfel anschmiegt. Diese Wolke mag die Form einer Linse haben. Sie mag sich wie eine gasige Scholle in die Schichtenstruktur der ganzen Landschaft einfügen. Gleitet man dann aber mit der Seilbahn in die Wolke empor, so sieht man nicht mehr die Struktur einer Wolke, sondern man ist in Nebel gebettet. Und gerade weil man in diesem Dunst befangen ist, kann man rundherum nichts anderes mehr gewahren. Die Linse als Milieu blendet die Außenwelt ab. Erst wenn man obenhinaus wieder aus der Wolke emporgelangt, erblickt man wiederum unter sich die Gestalt einer Wolke. Und dies ist eine prismatisch wirkende »Linse«, durch deren Brechungseigenschaften hindurch wir fürderhin die Landschaft erfassen, der wir entstiegen sind*.

Gemäß dem Unterschied, den es macht, ob man noch in der »Wolke« befangen ist, oder ob man schon »jenseits« von ihr in ihrer Zukunft steht, sieht man noch die Vorgeschichte insgesamt durch das »Milieu« der Antike . . . oder aber die Antike bildet nur noch eine »Linse« in der Hierarchie der Zeitstrukturen überhaupt . . . und wir benutzen sie nur wie eine Lupe.

Es ist charakteristisch für den Uebergang von einer Epoche zur andern, daß auf einmal »selbstverständliche« Dinge nicht mehr selbstverständlich sind. Es wäre nicht richtig ausgedrückt, zu sagen, daß sie falsch oder gar schädlich geworden seien, besser ist es zu erkennen und auszusprechen, daß *man aus ihnen herausgetreten ist*. So müssen

* Dieses Bild ist allerdings in Anwendung auf das Wesen der Zeitstrukturen unvollkommen, weil man ja mit der Seilbahn oder aber mit dem Flugzeug (entsprechend mit dem Unterseeboot von unten her) wieder unter die Wolke untertauchen kann, während in den Weiterschichtungen der Zeitstrukturen, von ihrer Entstehung zu ihrem Todesabschluß hin, ein Zurück nicht mehr möglich ist. Siehe Seite 67.

wir jede Kritik der Chronologie, der Zeitrechnung damit einleiten, daß wir feststellen, wir ständen nicht mehr in der historisch-prismatischen Schicht des gregorianischen Kalenders, des Zeit-Koordinatensystems der Griechen, der Römer und der katholischen Kirche, sondern bereits jenseits davon in einem Zeitsystem relativistischer Art, dessen »Definition«* aus der Philosophie der Technik heraus im folgenden gegeben werden wird.

Wir haben in ältester historischer Zeit eine »agonale« Chronologie der staatlichen Eigenzeiten.

Dann finden wir in der Zeit des Hellenismus und des werdenden Imperium Romanum den Versuch einer Olympiaden-Synchronisierung und deren Uebertragung auf die römische Stadtgründungszeit (ab urbe condita).

Selbstverständlich hat auch schon die ältere Antike ein Maßsystem zur Schätzung und Einordnung der menschlichen, der historischen Werte und Leistungen besessen. Zuerst scheinen rein räumliche Maßgrößen aufgetreten zu sein, wie Zoll, Fuß, Elle, die alle, rein »anthropomorph« und anthropozentrisch vom menschlichen Körper abgeleitet sind. Dann folgen Maßgrößen, die geeignet sind, dynamische Wirkungen und Leistungen auszudrücken, wie: Steinwurfweite, Bogenschußweite, vielleicht auch »pfeilgeschwind«, Tagesmarsch, Tagesritt usw. Mit der »Dynamik« kommt auch die »Zeit« in das System.

Es ist bedeutsam, daß all diese Maßgrößen nicht nur unmittelbar vom menschlichen Körper und von menschlichen Bewegungsverhältnissen abgeleitet sind, daß sie vielmehr auch alle gleichsam einen kriegerischen Charakter haben. So bedeutet die altberühmte Strecke des »Stadion« eine Länge von 184 Metern, also möglicherweise eine Kabellänge, vielleicht aber auch die Strecke, die eine schwer bewaffnete Phalanx in scharfem Lauf durchmessen konnte, ohne in Unordnung zu geraten und ohne außer Atem an den Feind zu kommen. Die Feststellung dieser Tatsache ist wichtig, um zu ermessen, daß die Antike und besonders die ältere Antike bis zur hellenistischen Zeit aller objektiven Masse im Sinne unseres

CGS-Systems

entraten mußte.

* Definition ist historisch immer = Abgrenzung durch Anfang und Ende, und zwar wegen der Irreversibilität aller Bildungen an Zeitstrukturen.

Aehnlich wie die Nachbarn, die nah beieinander wohnenden Bauern, sich in Prozeßsucht und Streitsucht aneinander reiben, maßen sich die benachbarten Poleis der Antike in einem ständigen Abwägen ihrer politischen, das heißt vor allem ihrer militärischen Kräfte gegeneinander. Man kann sagen, daß dies für jene Epoche grundsätzlich das agonale Wesen ihres Maßsystems bedeutete. Der Krieg war nicht nur der Vater aller Dinge, er war auch das einzige Maß der Dinge. Im vorrelativistischen Sinne ein relatives Maß. Die Wertung ergibt sich allein aus dem Kampf und zwar immer nur aus dem Kampf auf Tod und Leben, so daß der Tod und das Sterben bei jenen Menschen geradezu als Ausdruck der Höchstleistung, der Rekordleistung angesprochen werden kann und muß.

Solon, der große athenische Bürger und Gesetzgeber an der Grenze des 7. und 6. vorchristlichen Jahrhunderts, erscheint uns in seinem ganzen Wesen als besonders abgeklärt und ausgeglichen. Gerade von ihm aber stammt das Wort, daß der Mensch erst nach seinem Tode glücklich gepriesen, gleichsam selig gesprochen werden könne, und er erzählt die Geschichte von den beiden Jünglingen Kleobis und Biton, deren hochadlige, aber verarmte Mutter nicht zum Tempel fahren kann, weil sie ihre Zugtiere hat verkaufen müssen. Darauf spannen sich die beiden Söhne selbst ins Joch, ziehen den Wagen über Land bis zum Tempel und werden in der darauffolgenden Nacht durch einen sanften Tod »entrückt«, gleichsam als Belohnung für diese preiswerte Tat.

Diese Erzählung ist typisch für die Maßbedeutung des Todes, des Sterbens in der Antike. Den Tod nicht fürchten, den Tod überwinden bedeutet einen »Rekord«. Die Anspannung der eigenen Kräfte bis zur Selbstzerreißung wird als Höchstleistung gewertet. Diesem Symbol begegnen wir überall in der griechischen Welt, die Nietzsche als die tragische Welt an sich empfunden hat.

Hierhin gehört auch die schöne, typische Erzählung vom Marathonläufer.

An einem Septembertage des Jahres 490 v. Chr. Geburt überrannten die Athener auf der kleinen Ebene von Marathon die persische Landungsarmee. Sobald die Entscheidung gefallen war, soll sich ein griechischer Hoplit seiner Rüstung entledigt haben; und in einem einzigen riesenhaften Dauerlauf ist er quer durch das kleine Attika 42 Kilometer weit bis nach Athen geeilt. Dort hat er nur noch die

Kraft gehabt, auszurufen: »Wir haben gesiegt.« Dann ist er tot zusammengebrochen . . . Von seiner eigenen Leistung wie vom Blitz erschlagen.

Von diesem Gesichtspunkte aus begreifen wir das Schicksal so gut wie fast aller bahnbrechenden Männer der Antike ganz anders, als wenn wir es von unserem heutigen Standpunkte aus zu erfassen suchen. Es ist fast unmöglich, irgendeinen griechischen Helden aufzufinden, der nicht in seiner Hauptleistung oder an ihr zugrunde gegangen ist. Das gilt für den Sieger von Marathon Miltiades genau so wie für seinen Sohn Kimon, für Themistokles und Perikles, Sokrates, für die großen spartanischen Generäle, außerhalb Griechenlands auch für die Barkiden, für die Cornelier, für Pompejus und Cäsar und für die Reihe der römischen Kaiser.

Der moderne Mensch wird darin meistens nur ein Zeichen der Anarchie erblicken wollen, aber wenn man aus dem Maßsystem jener Welt heraus denkt, so liegt die Frage zur gleichen Zeit viel klarer und viel tiefer. All diese Männer mußten in ihrer Leistung und an ihrer Leistung sterben, weil sie allesamt zum »vorwissenschaftlichen«, zum antik-agonalen Maßsystem gehörten, wo jeder objektive Maßstab fehlte, um eine Leistung abzuschätzen, wo nur der unmittelbare Sieg entweder über sich selbst oder über einen ganz bestimmten Gegner als Beweis der Leistung und als Ausdruck eines »Rekords« gelten konnte.

Aus diesem Tatbestand heraus wird unmittelbar verständlich, daß gerade die olympischen Spiele dazu dienen konnten, die Eigenzeiten all der kleinen Staaten des griechischen und des Mittelmeergebiets überhaupt in einem einzigen Zeit-Koordinatensystem zu synchronisieren, zu einer Großära zusammenfassen.

Die olympischen Spiele sind schon um deswillen bedeutsam, als wir Europäer um 1900 versucht haben, sie zu erneuern.

Da wir mit Recht Sorge trugen, es möchte uns politisch ein »griechisches« Schicksal bevorstehen, das heißt wir möchten uns trotz hoher Begabung und eminenter Leistung bis zur vollkommenen gemeinsamen Ohnmacht zerfleischen, haben wir zu den gleichen Einheits- und Versöhnungssymbolen gegriffen, mit denen auch die alten Hellenen ihre heil- und rettungslose Vielstaaterei und Zerrissenheit zu überbrücken und in einem Burgfrieden zu versöhnen trachteten.

Da die dynamische Entfaltung unseres modernen Industrialismus

auf dem CGS-System beruht, war es ohnehin nichts als ein romantisches Mißverständnis, wenn ein Baron de Coubertin eine europäische »Bewegung« auslöste, bei der man von der Erneuerung altgriechischer Sportspiele eine Vereinheitlichung Europas erwartete, welche selbst die christliche Religion und die weitgehende Kultureinheit dieser Völker nicht mehr zu gewährleisten vermochten.

Die modernen olympischen Spiele sollten die Europäer, die verzankte Völkerfamilie überhaupt »ebenso« versöhnend zusammenführen wie dereinst die hellenischen Völker. Man beachte hier das Wort: ebenso! Es ist geradezu köstlich, wenn man sich nur die Mühe nimmt, die Geschichte der olympischen Spiele bei den Griechen zu überprüfen.

Zwar schreibt W. Wilson, der berühmte Initiator des Völkerbundes, in seinem Buch: »Der Staat«:

»Die Zeit der Spiele war eine Zeit des Friedens und des Waffenstillstandes. Der Einfluß dieser Sportfeste läßt sich gar nicht hoch genug veranschlagen und zwar gilt das sowohl auf dem Gebiet der Politik wie der sittlichen Vervollkommnung...«

Liest man dergleichen, so könnte uns wohl die Scham überkommen, daß wir so sehr viel weniger als die Griechen imstande sind, uns von einer heiligen Idee erfassen zu lassen. Denn es ist nichts davon bekannt geworden, daß der Weltkrieg 1914/18 unterlassen oder unterbrochen worden wäre, weil die olympischen Spiele 1916 in Berlin fällig waren. Die gesamte Geschichte unserer olympischen Spiele zeigt, daß sie auf den Gang der historischen Ereignisse nicht mehr und nicht weniger Einfluß gehabt haben als die Gastspiele großer Tenöre oder Sopransängerinnen von Land zu Land.

Um unberechtigte Minderwertigkeitsgefühle von uns abzuwehren, sei einiges über die Auswirkung der olympischen Spiele bei den Hellenen ausgeführt, wobei wir nie außer Acht lassen dürfen, daß wir ihnen im agonalen Maßsystem jener Welt eine weit realere Bedeutung zutrauen dürften als in der unseren:

Erstens ist es ein schädlicher Irrtum, zu wähnen, daß der Zeitrechnung nach Olympiaden von je vier Jahren den Griechen eine gemeinsame Aera, ein gemeinsames historisches Zeitgefühl und Zuordnungswesen verschafft hat. Als um 280 v. Chr. Geburt die Olympiadenrechnung eingeführt wurde, gab es bereits keine Griechen mehr. Nicht

nur hatten sich die eigentlichen Griechenstaaten bereits wechselseitig zugrunde gerichtet, sondern auch das Reich Alexanders war schon zerborsten und seine Nachfolger, die Diadochen, waren damit befaßt, sich gegenseitig abzuwürgen. Die olympischen Spiele störten sie dabei in keiner Weise.

Nicht die Griechen selbst haben etwas von der Olympiadenzeitrechnung gehabt, sondern nur die Römer bei der Schaffung ihrer Reichsära ab urbe condita, und die späteren Historiker bei der Beschreibung der Selbstmord-Tragödie der griechischen Staatenfamilie. Es ließ sich dann fein säuberlich in Olympiadenjahren einordnen, wann die Spartaner Griechenland an die Perser verraten, wann die Thebaner die benachbarte Stadt Platää ausgerottet, wann die Athener ihren siegreichen Feldherrn den Schierlingsbecher kredenzt hatten.

Zweitens ist es grundfalsch, zu glauben, Olympia als Stätte des panhellenischen Burgfriedens habe irgendeinen griechischen Brudermord verhindert. Vielmehr läßt sich nachweisen, daß um den wertvollen Besitz der Feststätte und ihrer Schatzhäuser geradezu gangsterhaft gekämpft worden ist. Um des großen Propagandawertes willen, den diese Institution für den Veranstalter hatte, wurde sie umlauert und bestürmt.

Olympia hat unter den Griechenstaaten ungefähr so versöhnlich gewirkt wie die schöne Helena unter den griechischen Helden.. Jeder wollte den Bankbezirk der großen Versöhnungsstätte besitzen. Daß dergleichen konvergierende Wünsche zur Befriedung führen, müßte erst erwiesen werden.

In ihren Anfängen aus grauer Vorzeit stammend, sind die olympischen Spiele 776 v. Chr. fest konstituiert gewesen, das heißt zur selben Zeit, in der auch die Gründung Roms und Karthagos angesetzt wird.

Damit war aber noch keineswegs ausgemacht, wer diese amphiktyonischen Veranstaltungen patronisieren und beherrschen sollte. 668, zur Zeit der 28. Olympiade, bemächtigten sich die Pisaner der Spiele*.

Schon vier Jahre später nahmen die Eleer ihre Revanche.

660 wiederum eroberte König Pantaleon von Pisa die kostbare Stätte. 634 besetzte er Olympia mit seiner Armee und erzwang die Spiele unter Bedingungen, die mit einem Burgfrieden verzweifelt wenig Aehnlichkeit hatten.

* Pisa in Elis, im westlichen Peloponnes.

572 endlich wurde Pisa mitsamt den ihm verbündeten Städten ausgerottet, konnte also künftig die burgfriedliche Veranstaltung der Spiele nicht mehr stören.

Inzwischen war Sparta auf dem Peloponnes überragend geworden. Und im Schatten dieser Macht blieb es lange unbestritten, wer in Olympia das Hausherrenrecht ausüben sollte. Mit der Kulmination griechischer Weltgeltung in und kurz nach den eigentlichen Perserkriegen (Alexander der Große gehört schon zum Hellenismus) wächst natürlich auch der Anziehungsbereich der Spiele. Sie waren in ihrer Glanzzeit eine der vielen Folgen hellenischer Sonnenhöhe, nicht deren Ursache. Daß Marathon, Salamis und Platää nicht ohne die einigende Kraft der olympischen Spiele möglich gewesen wären, vermag nur der zu wännen, der nicht sehen will, daß wenige Jahrzehnte später der peloponnesische Krieg folgt, diese gegenseitige Vernichtung Spartas und Athens als Großmächte, und daß Olympia, weit davon entfernt, etwas an dieser Katastrophe zu ändern, unmittelbar von der Agonie der griechischen Staatenwelt mit erfaßt wird. Die Feinde Spartas verbünden sich mit Athen, um sich Olympias zu bemächtigen. In der Periode von 420—400 v. Chr. finden regelrechte Schlachten zwischen Lakedämoniern und Eleern statt. Die Phalangen prallen, soweit der Platz reicht, mitten im heiligen Bezirk von Olympia zusammen, um die Stätte und an der Stätte, von der die Autorität des Friedens über Hellas ausstrahlen sollte.

Bereits für das folgende 4. vorchristliche Jahrhundert stellen dann die Historiker mit Betrübniß und Resignation fest, daß das Ansehen der Spiele abzunehmen beginne. Aber angesichts der im Vorstehenden aufgezählten Tatsachen muß man sich fragen, wann dieses Ansehen denn eigentlich bestanden habe, wenn man unter Ansehen mehr versteht, als zirkustarmmäßige Eitelkeiten und ebenso pfaunhafte wie ohnmächtige Chauvinismen.

Wenn die griechische Seele von den olympischen Spielen eine religiöse Kraft, eine Kirchenbildung erwartet haben sollte, fähig, die ineinander verbissenen Partikularismen zu einem Staatenbund zu verschmelzen, so haben diese berühmten Spiele in dieser Beziehung nie etwas geleistet. Eher das Gegenteil. Eher haben sie die Rivalitäten aufgereizt und die wechselseitige Spionage physiologischer und psychischer Schwächenmomente gefördert.

Schließlich kann man die Frage erwägen, ob zwischen dem militäri-

schen Ruhm der Griechen und den olympischen Spielen eine wesentliche Beziehung bestanden hat. Die Römer, noch gewaltigere Soldaten als die Griechen, die es zudem weit besser verstanden haben, ein dauernd friedengebändigtes Reich zusammenzufügen, hielten vom olympischen Sport gar nichts. Sie meinten offenbar, daß die Hand, die im Frieden den Pflug führt, im Kriege den Feind am besten zu packen versteht.

Im späteren Rom waren diese Spiele wie vieles andere ein Luxus, niemals aber ein Teil der staatsbegründenden Religion. Im Jahre 80 v. Chr. schleppte der römische Feldherr und Gewalthaber Sulla, um einen Triumph pompöser zu gestalten, kurzerhand alle in Olympia versammelten Athleten nach Rom, so daß nur die olympischen Kinderwettspiele stattfinden konnten. Dies mag symbolisch sein für die geschichtliche Hilflosigkeit der meisten Sportpersönlichkeiten, die sich einbilden, daß sie das Mark ihrer Nation darstellen und in Wahrheit nur die Spielbälle weit tieferer historischer Mächte sind*.

Freilich muß man nochmals betonen, daß es kein Zufall ist, wenn der Agon, der athletische Wettkampf, doch in Griechenland, in der Welt eines nur subjektiv agonalen Maßsystems zur Ehre gelangen konnte, zum Symbol der Aera, der Einheit des historisch-zeitlichen Koordinatensystems erhoben zu werden.

Dem entspricht die gewollte Gefährlichkeit der Wagenrennen und der Tierhetzen bei den Römern und vor allem die von unserer Perspektive aus grausame Symbolik der Gladiatorenspiele.

Fassen wir noch einmal zusammen. Die Erzählung des Solon, die Geschichte des Marathonläufers, die Tendenz der ganzen Antike, erfolgreiche Helden im Siege oder »zur Belohnung« für den Sieg hinzurichten, alles dies hängt mit der großen Tatsache zusammen, daß für das antike rein agonale Maßsystem der historischen Werte der Tod an sich als opfervolle Selbstersprengung der Persönlichkeit eine Rekordbedeutung hatte, die ihm heutzutage nicht mehr zugebilligt werden kann. Vielmehr muß unser modernes Maßsystem mit seinen objektiven Kriterien gegenüber dem agonalen Maßsystem der Antike

* Keineswegs sind diese Ausführungen als prinzipiell sportfeindlich zu verstehen. Gerade in einer Welt von Beamten und Feinmechanikern, ist Massensport eine Notwendigkeit, und er mag sogar ziemlich rauhe Formen annehmen müssen. Vom Uebel ist der Sport nur als Voyeurismus der Massen, als Toto-Spekulation und als Religions-Surrogat. Dazu hat er sogar in der agonalen Antike nicht ausgereicht.

eine deutliche *Entwertung sowohl des unmittelbaren Kampfsieges über einen Gegner als auch des Todes* mit sich bringen.

Entwertung des Todes, gegenüber der »tragischen« Lebenssymbolik der Antike. Dieses Wort klingt fast wie ein Sakrileg. Und doch ist hier vielleicht der einzige Weg, um auf die Dauer auch zu einer *Entwertung und zu einer Ueberwindung des Krieges zu gelangen**.

Denn es ist eine tiefste Inkonsequenz, einerseits den Krieg zu verdammen, andererseits aber das tragische Sterben ästhetisch zu werten und zu genießen.

Auch beschränkt sich die Bedeutsamkeit solcher Beobachtungen keineswegs auf Tatsachen des Sportbetriebes. Es ist zu bemerken, daß sie auch auf Gebiete der eigentlichen Kultur, ja sogar der Philosophie, des Rechts und der Struktur des Dramas anwendbar sind. Nennen wir die Methoden der Antike, Leistungen aneinander zu messen, agonal, so hat auch die Disputiermethode der Antike ausgesprochen agonalen Charakter. Wenn Philosophen miteinander streiten, so ist es auf dieser Stufe der geistigen Arbeit des Menschen noch nicht möglich, ihre Leistungen, ihre Formulierungen so gegeneinander abzuwägen, wie man z. B. die Gravitationsgesetze Keplers gegen die Gravitationstheorie des Kopernikus genau abwägen kann, die Gravitationsgleichung Newtons gegen die Keplerschen Gesetze und die Gravitationsgleichung Einsteins gegen diejenige Newtons.

Auf dem engen Gebiet der Geometrie war ein solches objektives Abwägen der maximalen Leistung, der Rekordleistung des Fortschritts auch schon in der Antike möglich, und daher konnten bestimmte Leistungen an den Namen des Thales, des Pythagoras, des Eudox, des Apollonius, Plato, Archimedes, Diophantos usw. nicht nur im agonalen Sinne, sondern im Sinne eines wirklichen rekordartigen Fortschrittes geknüpft werden. Aber schon die Dialoge Platos zeigen uns ganz deutlich, daß dem im allgemeinen nicht so war. Philosophische Dispute, selbst auf dem Gebiete der Logik, haben fast immer einen dialektischen Kampfcharakter. Sie sind rhetorisch-advokatorisch, sie stellen mehr eine Art Jiu-Jitsu-Zweikampf zwischen zwei Gegnern dar,

* Die Entwertung des Todes kann man durch die Erkenntnis vollziehen, daß die Zeugung ein »Geschenk« der Wahrscheinlichkeit, der Unwahrscheinlichkeit ist. Ist man aber einmal gezeugt und »da«, so ist der Tod gewiß. Auch Seuchen, Mord und Krieg vernichten nicht Leben, die sonst ewig gewährt hätten. Sie verkürzen und verdichten das Dasein nur im Zeit-Vektor. Sie wirken somit komprimierend wie der Kessel auf den Dampf.

als ein objektives Bestreben nach absolutem Fortschritt in der Technik und in der Maschinerie des Denkens.

Studieren wir die großen Dialoge in den Tragödien des Aeschilos, des Sophokles, Euripides, Aristophanes, so finden wir erst recht diesen agonalen Kampfcharakter im Messen der juristischen Standpunkte (dies besonders großartig in den »Eumeniden«, wie J. J. Bachofen es herausgearbeitet hat), im Messen der geistigen und moralischen Kräfte. Dies ist, was uns bis in die neueste Zeit von den Griechen her als eigentlich dramatisch und tragisch vorgekommen ist.

Erst recht ist die Bestimmung des agonalen Maßsystems auf die Machtform und die Machtäußerungen der Antike anwendbar. Die Kriegskunst der Griechen war nur auf sich selbst bezogen. Nachdem sich die Griechen im östlichen Mittelmeer durchgesetzt hatten, lag es ihnen völlig fern, systematisch im ganzen Bereich des Erdraums nach anderen Kriegstechniken Umschau zu halten. Für sie war nur der Kreis der griechischen Stadtstaaten »da«.

Jede dieser Poleis konnte Trierenflotten und Phalanxarmeen aufstellen, die weitgehend aufeinander abgestimmt waren, und die dann in Schlachten immer gleichen Charakters ihre Kräfte gegeneinander austrugen, so etwa wie Kämpfer, die sich an die Regeln des griechisch-römischen Ringens oder des catch-as-catch-can zu halten haben. Auch dies führte zu einer völligen Inzucht, und da dieser retro-imperialistische Kulturkreis sehr schnell dazu gelangte, sich nur noch konzentrisch aufeinander einzustellen und die übrige Welt der sogenannten Barbaren teils zu scheuen, teils zu verachten, so riskierte man immer von neuem allergrößte und allerschmerzlichste Ueberraschungen, wenn in dieser mißachteten Welt plötzlich eine ganz neue Technik aufkam, während man selbst immer mehr in der Vergötzung und Routine des eigenen Wesens erstarrete.

Sehr leicht hätte den Griechen dergleichen widerfahren können, als sich in den Jahren 558 bis 500 v. Chr. unter der Führung Kurusch II., Kambudschijas und Dariavauschs das gewaltige Perserreich in Vorderasien erhob. Denn nach der Niederwerfung der kleinasiatischen Griechenstädte schritten die Perser zum Angriff gegen Griechenland selbst. Und bei dem Mangel an jedem objektiven Maßsystem für die Leistung der Waffen und Heere war es der reine Zufall, daß die Griechen sich schließlich mit ihrer Bewaffnung und Taktik *in der Heimatlandschaft* als überlegen erwiesen. Der griechische Dünkel, der

sich dessen von vornherein für vergewissert hielt, erscheint uns Heutigen als eine Art von vorwissenschaftlichem Chauvinismus des Denkens. Aber auch die Perser selbst standen, wie die Antike bis zu den Römern auf demselben Standpunkt des rein agonal-subjektiven Maßsystems.

Ein Kenner der antiken Geschichte wie Eduard Meyer hat erklärt, die Perser seien besonders hervorragende Organisatoren des Militärwesens gewesen und der Verwandte des Perserkönigs Xerxes, Mardonios, der den großen Feldzug der Jahre 481 bis 479 als Generalstabschef leitete, soll in diesem Amt eine ganz besondere Kapazität gewesen sein. Es erscheint seltsam, daß man sich zu einer solchen Meinung und Wertschätzung bekennt. Denn was würde man heutzutage von einem Historiker sagen, der da behaupten wollte, die Franzosen hätten sich auch zu Lande in den Jahren 1933—1939—1940 auf den zweiten Weltkrieg besonders gut vorbereitet.

Gegenüber einer solchen Hochschätzung müßte man geltend machen, daß die Vorbereitungen der Franzosen nicht nur nicht gut waren, nicht weitsichtig und nicht phantasievoll, daß sie vielmehr auf die Selbstaufgabe einer großen Nation hinauszulaufen schienen, und da wir heute über objektive Maßstäbe der Leistungsfähigkeit verfügen, muß man sich fragen, ob es den militärischen Fachleuten, die mit der Führung dieser Armeen beauftragt waren, nicht geradezu eine moralische Verpflichtung gewesen wäre, gegenüber den beantragten Kommandos in den *Erfolgsstreik* zu treten, das heißt eine Verantwortung abzulehnen, die sie unmöglich mit gesunden Sinnen antreten konnten.

Was würde man von einer Autofabrik halten, die im Jahre 1955 mit dem alten Fordmodell und mit den Fabrikationsmethoden der Jahre nach 1923 den Markt würde wieder erobern wollen? Was würde man heutzutage von einem Militärtechniker denken, der irgendeinen Krieg mit den technischen Mitteln und mit den strategischen und volkswirtschaftlichen Voraussetzungen, die beim vorhergehenden Krieg zum Siege zureichend gewesen sind, antreten würde?

Nachdem sich klar herausgestellt hat, daß es schon genügt, als Sieger des Krieges Nr. 1 im Sieg zu erstarren, um ernstlich Gefahr zu laufen, den nächsten Krieg zu verlieren, braucht man sich über diese Dinge schon nicht mehr allzulange aufzuhalten, aber für die Antike waren sie keineswegs so selbstverständlich wie für uns, und

daher dürfen wir auf keinen Fall die historische Ungerechtigkeit begehen, unsere Maßstäbe ohne weiteres auf die Beurteilung eines Mardonios rückwirkend anzuwenden.

Nur ein Sadist kann davon träumen, mit einem einzigen Kanonenboot aus sicherer Ferne die Flotte Nelsons von der See wegzufegen, oder aber mit zwei Maschinengewehren die Armeen Hannibals nicht nur, sondern auch die Armeen Napoleons I. in 5 Minuten vom Schlachtfelde wegzuputzen.

Ganz ähnlich verhält es sich mit unserer Denkmächtigkeit, mit unserer Kalkülmächtigkeit. Jeder kleine Generalstäbler ist heute von vornherein darauf geschult, Methoden und Gesichtspunkte anzuwenden, die weder einem Miltiades oder Themistokles, weder einem Kurusch oder Mardonios, auch keinem Hannibal, Scipio oder Cäsar zugänglich gewesen wären.

Wir müssen also »mild« urteilen. Das hindert aber nicht die Feststellung, daß alle Feldzüge damaliger Zeit vom Standpunkt unserer Ingenieurwissenschaften aus gesehen mit geradezu kindlichem Leichtsinne angetreten wurden.

Auch von den Persern, und vielleicht gerade von den Persern, weil diese durch das Gefühl ihrer weltreichmäßigen quantitativen Ueberlegenheit ganz besonders zur qualitativen Unterschätzung des Gegners verführt wurden.

Die Perser hatten aus dem Wesen ihres Geschichtsraums heraus ein ritterliches Heer von Reitern und Bogenschützen nebst einer Art Hilfswaffe von völlig unzureichend geschützten Fußsoldaten entwickelt, und da sie mit diesen Mitteln den militärischen Leistungsrekord der babylonischen und ägyptischen Armeen übertroffen hatten, wänten sie damit schon die Weltherrschaft für sich gesichert zu haben, und sie gingen »blindlings« auch gegen die Griechen vor.

Aus der Methodik unserer modernen Laboratoriumsversuche wird die ganze vorwissenschaftliche Naivität dieses Vorgehens klar. Denn die einfachsten Manöver mit griechischen Hoplitensoldaten, die für sie so billig zu haben gewesen wären, wie europäische Komparseries für die Filmstudios von Hollywood, eingesetzt in Kampfspielen gegen ihre eigenen Truppen, hätten ihnen ohne weiteres gezeigt, was sie erst von den Griechen zu lernen hatten.

Nichts davon aber hat das mächtige Perserreich und hat der große »Generalstabschef« Mardonios bei seinem Feldzug vom Jahre 480

v. Chr. gegen die Griechen getan, besser gesagt vorgesehen. Und wie man wiederholen muß, darf man es jenen Menschen nicht so sehr übelnehmen, denn sie hatten als Maßsystem nur den sinnlichen Kampf. Mit agonaler Naivität konnten sie nur aus sich selbst heraus denken und erlitten daher immer wieder gigantische Niederlagen.

Unsere Laboratorien und Versuchsanstalten sind so geartet, daß wir vernünftigerweise jeden Krieg, mit ganz besonderer Schonung von Menschenleben, als Experiment und als Laboratoriumssituation, als *Modellsituation* vorwegnehmen können und, sobald wir gewissenhaft sind, vorwegnehmen *müssen*.

Man denke z. B. an einen Winterkrieg in Sibirien, auf Alaska oder auf dem Südpolkontinent. Ein solcher Krieg kann laboratoriumsmäßig vorbereitet werden, indem man von den großen Nord- und Südpol-expeditionen ausgeht, die aufgebrochen sind, um die Nordostpassage, die Nordwestpassage oder irgendein »australisches« Südland zu entdecken. Da gibt es die großen Norweger und Angelsachsen, auch Russen und Oesterreicher, Deutsche und Franzosen, Amerikaner wie Perry und Byrd. Alle diese Männer, alle diese Mannschaften haben sich in Zustände künstlicher Not hineinbegeben und haben auf ihren Eisbrecherschiffen im Treibeis und in der Ueberwinterung ausgeforscht, wie man es einrichten muß, um auch unter diesen Bedingungen den Lebensstandard des Menschen aufrechtzuerhalten.

Das Verhalten der Antike dagegen hat von unserem Standpunkt aus gesehen noch etwas Tierhaftes ... insofern das Tier keineswegs imstande ist, das agonale Maßsystem zu überwinden und etwa zu objektiven Wertungen vorzudringen*.

Während die romantische Erneuerung der olympischen Spiele im 20. Jahrhundert lediglich irreführend ist, lediglich dazu dient, die tiefen Unterschiede zwischen dem Zeitmaßsystem der Antike (vor

* Typisch mag die Ueberrumpelung des Mittleren Reichs der Aegypter etwa 1700 vor Chr. Geburt durch die Ritter-Schwärme der Hyksos sein. Typisch auch gerade der Umstand, daß sowohl bei Platää (September 479 vor Chr. Geburt), als auch am Granikos (Mai 334 vor Chr. Geburt) die Perser über starke griechische Phalangen verfügten, mit denen sie beide Schlachten hätten gewinnen können, aber aus ihrem arroganten Morpho-Chauvinismus heraus nichts anzufangen wußten.

Im eigentlichen Hellenismus wurde es dann anders. Die Römer lernten, wo sie gutes und besseres fanden. Und Polybios erzählt, daß Hannibal nach der Schlacht am Trasimenischen See den Kern seiner Infanterie mit den erbeuteten römischen Rüstungen versah. Nur auf Grund dieses militärischen »Patentdiebstahls« hat er dann im folgenden Jahr 216 vor Chr. Geburt die berühmte Schlacht von Cannae gewinnen können.

dem hellenistischen Zeitalter) und dem unseren zu verwischen, ist es nützlich, als Typus der modernen Sportleistung im Gegensatz zum Agon der Antike, den berühmten Langstreckenläufer Paavo Nurmi in Erinnerung zu bringen. Abgesehen von seinen gewaltigen Leistungen auf den langen Strecken, ist er besonders dadurch populär geworden, daß er weniger gegen bestimmte Gegner als gegen die »Uhr« und gegen die bis dahin bestehende »Rekordzeit« lief.

Ohne seine Lebensumstände genau zu kennen, könnte man sich vorstellen, daß er in einem Städtchen oder in einem Dorf in der finnischen Weite aufgewachsen ist, und daß er in seiner Umgebung keine Gegner vorfand, die ihn zu Rekordleistungen genötigt hätten, um sie zu schlagen.

Da bei den Griechen bei Wettläufen nur festgestellt werden konnte, daß in ein und demselben Lauf der eine Mann den andern überholt hatte, und die Sieger aus Zwischenläufen sich immer wieder aneinander messen mußten, ohne daß ihre Leistungen auf einer absoluten Zeitskala zueinander hätten abgestimmt werden können, hätte Nurmi in der Antike entweder von Land zu Land reisen müssen, oder er hätte, daheim bleibend, darauf verzichtet, sich mit den »Besten seiner Zeit« oder mit den Besten aller Zeiten überhaupt in Vergleich zu stellen.

Schon aus diesem einen Beispiel ist ein ganz anderes »Zeitgefühl« als bei den Griechen zu erkennen. Die Zeit wird nicht mehr agonal geschätzt, sondern absolut gemessen. Dies absolute Zeitgefühl, wie es gerade in unserem relativistischen Zeitalter schon wieder »hinter uns zu liegen beginnt«, ergibt sich aus dem einheitlichen Zeitkoordinatensystem, das sich in säkularer Arbeit aus der vereinheitlichten Olympiadenrechnung der Griechen über die römische Aera ab urbe condita und bis zur »Vollendung« des Systems in der Weltherrschaft des Gregorianischen Kalenders vollendet hat.

Man bedenke, was es heißt, wenn zum Beispiel in der Schweizer Geschichte schon bei den Schlachten und Ereignissen des 14. Jahrhunderts so gut wie immer auch der genaue Tag angegeben ist, und zwar der genaue Tag im Koordinatensystem der ganzen Aera, was in der Antike niemals der Fall sein konnte, weil die Jahreszählungen der einzelnen Staaten, meistens im Sinne des Beamtenjahres »nach Bürgermeistern« abgezählt, miteinander nicht übereinstimmen, und weil dann obendrein innerhalb der gleichen staatlichen Eigenzeit auch noch

Mondjahr, Sonnenjahr, Beamtenjahr miteinander konkurrieren und sich gegeneinander verschieben.

Schon aus den Verwaltungsnotwendigkeiten ihres um das Mittelmeer herumkomponierten Großreichs hatten die Römer etwa von der Zeit der punischen Kriege ab begonnen, die Resultate der Olympiaden-Synchronisierung auf ihre eigene Imperialzeit zu übertragen und sie hatten, wie sie alle überwundenen Götter in ihr Pantheon überführten, so auch alle Geschehnisse und Leistungen aus den eigenzeitlichen Kalendern der besiegten Staaten, wenn nicht ausgelöscht, so doch auf das Koordinatensystem ihrer Imperialzeit herübergebucht.

Im gleichen Maße sodann wie die katholische Kirche die sublimierte Form des römischen Weltreichs weiter erhalten und weiter entwickelt hat, hat auch der julianisch-gregorianische Kalender als Zeitkoordinatensystem fungiert, in welches alle Sonderleistungen der im Katholischen Orbis Terrarum eingegliederten Völker und Mächte von vornherein ohne Rücksicht auf Eigenzeiten eingetragen wurden.

Dabei ist es auch geblieben. Zwar kann man bei großen Revolutionen wie der französischen von 1789 die Tendenz bemerken, aus dem chronologischen Koordinatensystem der gemeinsamen Aera auszurechnen; diese Versuche zur Bekundung einer historischen Autarkie sind aber geschichtsmorphologisch unberechtigt und sie sind auch weltwirtschaftlich zu unpraktisch, als daß sie Aussicht auf dauernden Erfolg hätten. Statt dessen sehen wir gerade in unseren Tagen, daß sich auch die »atheistischen« Sowjets an den gregorianischen Kalender angeschlossen haben, während die protestantischen Mächte des 17. Jahrhunderts sich nicht dazu hatten entschließen können*.

Zwischen dem großen Symbol einer gemeinsamen Aera, eines gemeinsamen Zeitkoordinatensystems und dem Siege des ultra-agonalen, objektiven »wissenschaftlichen« Maßsystems überhaupt besteht eine so gut wie unlösliche Verbindung. Damit ist aber auch gesagt, damit ist die Behauptung aufgestellt, daß, wenn wir in der Astrophysik und in der Ultrachemie zu einer relativistischen Stufe übergehen, dies sich auch in einer »Reform«, ja in einer Revolutionierung unseres Kalendersystems ausdrücken müßte.

Hiermit sind wir an eine charakteristische Stelle unserer Arbeit

* So starben die beiden großen Dichter Shakespeare und Cervantes nur scheinbar am gleichen Tage des Jahres 1616, weil England damals noch am Julianischen Kalender festhielt.

gelangt, denn wenn man die Welt überhaupt in Makrokosmos, Mesokosmos und Mikrokosmos aufgliedert, so wird von den Mathematikern, Geologen, Chemikern, Atomphysikern allgemein zugegeben, daß die alte »euklidische« Metrik für Makrokosmos und Mikrokosmos nicht mehr gelten kann und durch die *nichteuklidische Geometrie zweiter Art*, sowie durch Methoden der Wahrscheinlichkeitsrechnung ersetzt werden muß. Im Mesokosmos dagegen, das heißt gerade für die »mittlere Zone« unserer Größenordnung und Beziehungswelt soll es beim alten bleiben; im Gegensatz hierzu geht nun unsere These dahin, daß auch das gesamte Maßsystem und Koordinatensystem der historischen Werte, also auch das gesamte System des gregorianischen Kalenders bereits hinter uns liegt und daß die Unberechenbarkeiten, die Krisen der Weltwirtschaft in heutiger Zeit zum großen Teil, vielleicht im wesentlichen daraus zu erklären sind, daß die Weltwirtschaft in ihrem tellurischen Schluß schon seit geraumer Zeit wieder eine Eigenzeitlichkeit entwickelt, die mit dem gregorianischen Kalender und mit der Jahresführung, wie sie aus dem Bauerntum des Mittelalters heraus erwachsen war, durch kein Epizyklensystem wieder zu »versöhnen« ist.

Wenn man von der Eigenzeitlichkeit des ultra-technischen Industriealters spricht, so darf man auf keinen Fall schließen wollen, es sei nach der Vereinheitlichung der christlichen Aera ein Rückfall in das Eigenzeitenchaos der Antike und Vorantike zu erwarten.

Gliedern wir die Weltgeschichte der Kalenderzeitrechnung in drei Stufen:

1. Prä-hellenistische »agonale« Chronologie der staatlichen Eigenzeiten. (Diese 1. Stufe der Kalenderbildung würde pauschal die gesamte Entwicklung des Zeitbegriffs in der Menschheit seit dem Paläolithikum umfassen und bedarf daher selbstverständlich genauer Binnengliederung.)
2. Dreistufenperiode einer allgemeinen Synchronisierung »aller« Staatseigenzeiten durch die Olympiadenära der Griechen, die römische Aera ab urbe condita und die christlich Gregorianische Zeitrechnung.
3. Relativistische Kalenderführung der sphärisch geschlossenen, elektrifizierten Weltwirtschaft aus der *Eigenzeitlichkeit der Technik und Uebertechnik* (Kosmoteknik),

so erfordert die zweite Stufe ganz besondere Aufmerksamkeit, weil

wir gerade erst wie aus einem Nebel, wie aus unserem bisherigen Medium herausgetreten sind, und weil wir sie bisher in völlig unbefangener Weise auf Vergangenheit und Zukunft projiziert hatten.

Mit welcher Unbefangenheit dies tatsächlich geschah, ersieht man am besten, wenn man bei Spezialisten der Chronologie, wie August und Theodor Mommsen, Matzat, Holzapfel usw. nachliest, wie sie bei der Kritik etwa der römischen Kalenderverhältnisse ohne weiteres voraussetzen, daß das Zeitkoordinatensystem, der christliche Weltkalender, aus dem heraus sie arbeiten wie ein Ingenieur aus dem Wesen seiner Differentialgleichungen — das abschließend Richtige bedeute, so daß ihnen die Anarchie, die im römischen Kalender ebenso zu herrschen scheint wie in den römischen Verfassungskämpfen, in ihrem tieferen Sinn völlig unbegreiflich bleibt.

Die Vielfalt des antiken Kalenders entspricht zunächst ganz einfach der Vielfalt der sozialen Gliederung des antiken, vor allem des römischen Staats. Das Bauerntum hatte für den Rhythmus der Ernten und der ländlichen Fruchtbarkeit überhaupt schon von jeher eines Sonnenkalenders, eines Sonnenjahres bedurft.

Insofern dagegen die Stadtstaatenbildungen, die Polisgründungen den Anspruch erhoben, einen Mikrokosmos in sich zu bedeuten, hatte der Staatskalender, die Zählung nach Königsjahren, oder aber nach Jahren der eponymen Beamten eine symbolische Bedeutung, die wir jetzt erst an der Schwelle beginnender weltindustrialistischer Eigenzeitlichkeit wiederum voll ermessen können.

Während der ganzen Hegemonialepoche römisch-christlicher Zeitrechnung hatte dieses Element verdrängt und fast ausgelöscht werden können, weil bis ins 18. und 19. Jahrhundert hinein und auch in den fortgeschrittensten Ländern wie England, Frankreich, Deutschland das Wirtschaftsjahr realiter nichts anderes war als ein solares Bauernkalenderjahr.

Die Krise dieses ganzen Zeitalters hätte bereits in der Epoche der Entdeckungen nach 1500 zum Ausbruch kommen können*, wie ja schon in dem berühmten Wort Karls V., in seinem Reiche gehe die Sonne niemals unter, angedeutet ist. Wenn Karl V. während seiner

* Ueber den Zusammenhang des Entdeckungszeitalters mit einer Krisis auch des physikalischen Weltbildes siehe z. B. Werner Heisenberg: »Wandlungen in den Grundlagen der Naturwissenschaften«, A. Turel: »Zur technologischen Erfassung unseres Zeitalters« (N.Z.Z., 18. III. 1942).

Reklusion in Saint Just sich damit befaßte, sehr viele Uhren miteinander genau zu synchronisieren, so hätte das auch mit seinen Erfahrungen aus dem Weltreich Spanien zusammenhängen können, denn nicht nur verdanken wir die Ausbildung des heutigen Chronometers vor allem den Notwendigkeiten der großen Seefahrer damaliger Zeit, sondern wie die Sonne im Äquatorialgürtel des spanischen Kolonialreichs niemals unterging, waren in ihm auch schon alle Tageszeiten und alle Jahreszeiten »gleichzeitig« vorhanden.

Das damalige Nachrichtenwesen ließ dies aber kaum zu Bewußtsein kommen. Erst die heutige Standardisierung aller Sinnesbeziehungen unter den Menschen auf Lichtgeschwindigkeit, auf die Konstante c erhebt diese Tatsache zum dringlich-praktischen Problem. Und die gegenwärtige Radiofizierung des tellurischen Nachrichtenwesens in seinem ganzen Umfange hängt wiederum aufs allertiefste mit der entscheidenden Weiterentwicklung des Industrialismus und der Technik zur Uebertechnik ztsammen.

Nicht nur wird sich Fernsehen und Radiotelephon derart entwickeln, daß man nicht mehr an einen topologisch festgelegten Apparat gebunden sein wird, daß man vielmehr von jedem Ort und mitten in jeder Fahrt mit jedem andern Ort in radiophonische Verbindung wird treten können, so daß sich eine ganz neue elektrifizierte und relativierte *Beziehungsgeometrie* für alle Menschen ergeben wird; nicht nur wird im Zusammenhang mit diesen Entwicklungen das geschriebene und gedruckte Wort seine Bedeutung wandeln, es wird auch eine Krise der mechanischen Uhr eintreten. Denn die Radiofernpeilung wird alle auf Chronometer beruhenden seemännischen Lagenberechnungen beiseiteschieben, und wenn erst unsere Uhren radioinduktiv auf eine Sekunde genau gesteuert werden, kann das Kunstwerk unserer Chronometeruhren, wie es sich in jahrhundertelanger Arbeit entwickelt hat, schwerlich seine alte Geltung behalten.

Bis zum Jahre 1960 oder 1970 wird sich eine neue *Geometrie des Nachrichtenwesens* auf Grund der Konstante c entwickelt haben, welche diese Probleme derart aktualisiert, daß selbst der »Mann auf der Straße« sich ihnen nicht wird entziehen können, selbst dann nicht, wenn ihm jede Neigung zu technosphischen Spekulationen abgeht*.

* Von vorne herein muß man bei jedem technosphischen Problem auch gleich den »Punkt« mit errechnen, wo es sich dem Bewußtsein auch des Durchschnittsmenschen aufdrängen wird.

Der Londoner Rothschild soll 1815 an Riesenspekulationen beteiligt gewesen sein, die nur dann gelingen konnten, wenn Napoleon I. nach seiner Rückkehr von Elba geschlagen wurde. Am 19. Juni 1815 erschien er am Morgen mit ganz besonders bekümmertem Gesicht auf der Londoner Börse. Dies löste sofort eine Baisse in allen, sozusagen antinapoleonischen Werten aus . . . und Rothschild machte dabei ein riesenhaftes Geschäft, denn am 18. war Napoleon bei Waterloo vernichtet worden und Rothschild hatte bei der Armee des Herzogs von Wellington einen Beobachter mit Relaisdienst bis London stationiert, so daß er früher als irgendein anderer vom Ergebnis der Schlacht Nachricht gehabt hatte.

An dieser Wichtigkeit schnellsten Nachrichtendienstes im Zusammenhang mit dem Börsenkrieg hat sich seitdem nichts geändert. Je mehr sich die Geschwindigkeit des Signals von warenmäßigen Transportgeschwindigkeiten ablöst, desto mehr wird die Börsenspekulation mit ihren Fernwirkungen auf die Wirtschaft begünstigt. Und wenn wir, wie schon gesagt, auf dem ganzen Gebiet des Signalwesens mit einer Allgegenwart jedes Menschen auf der ganzen Erde zu rechnen haben, und zwar auch unabhängig von seinem Bewegungszustand, so muß sich daraus eine bedeutsame Wirkung auf das Spekulationswesen, aber auch auf die allgemeine Organisation der Arbeit und auch auf die Verteilungsmöglichkeiten der Arbeitsprodukte ergeben.

Ersichtlich erfolgt schon daraus eine Krise und eine Abwandlung unseres Zeitgefühls und unseres chronologischen Koordinatensystems.

All dies würde aber noch nicht genügen, um eine eigentliche Revolution des Kalenders, der Zeitrechnung als Aera herbeizuführen. *Nur aus dem tiefsten Arbeitsprinzip jeder Epoche ergibt sich die Struktur ihres Kalenders und ihr Erlebnis der Zeit als Koordinatensystem zur Einordnung der historischen Werte.*

Aus dem agonalen Wertmaßsystem der Antike hat sich konsequent die Olympiadenrechnung ergeben. Die kommende relativistische Kalenderführung in unserer Welt kann sich nur vom Industrialismus ableiten. Der Weltindustrialismus, so wie er sich jetzt fast einheitlich, auch in den früheren Kolonialgebieten außerhalb Europas entwickelt, wird nicht nur eine neue Zeitrechnung, einen neuen Kalender setzen, der sich grundsätzlich vom solaren Bauernkalender Gregorianischer Prägung unterscheidet . . . Er hat diese neue Zeitrechnung, diese neue Kalenderführung bereits erzwungen und bereits verwirklicht und der

Umstand, daß der Mensch es noch gar nicht hat wahrnehmen wollen, ist der Grund zu fast allen Kalamitäten und Beziehungskrisen in der kapitalistisch-industrialistischen Welt.

Wir werden noch einmal betonen, daß der Industrialismus auch das große Immobiliar der Menschheit, die Kontinentalschollen und die Landschaften geradezu spekulativ umwertet, aber für eine Menschheit, *deren Landschaft bereits der Industrialismus ist*, schafft auch jeder Boom und jeder Krach, jedes Aufblühen und jedes Stilllegen von Industriebezirken, jeder ganz große Auftrag, wie er zum Beispiel durch Kriegsausbrüche als Zwangsgeschäft sich ergibt, für ganze Bezirke der Menschheit, für Schichten und Gruppen, die weit mehr Menschen umfassen als kleine Nationen in einem bestimmten Klima, geradezu Sommer und Winter, Wüstendürre oder Tropenfülle*.

Abgesehen davon, daß der in seinem Signalwesen auf die c-Konstante standardisierte Weltindustrialismus die Tatsache der Gleichzeitigkeit aller Klimata, Jahreszeiten und Tageszeiten auf der Erde praktisch wirksam macht, hat der Industrialismus gerade in seinen neuesten Formen die wahrhaft revolutionäre Eigenschaft, *datumbildend* zu sein.

Dergleichen ist unseres Wissens noch niemals dagewesen. Wenn zum Beispiel in der Antike Aegypten, Sizilien oder die Ukraine Korn ausführten, so waren das zwar riesige Fernhandels-Transaktionen, aber sie waren an die Periodizität des solaren Bauernkalenders, an die Erntezeiten gebunden und damit hängt es zusammen, daß die großen Seeschlachten des Peloponnesischen Krieges chronologisch immer in den September und topologisch in die Nähe des Hellespont fiel. Ebenso steht es in der Moderne, wenn der Zarismus den russischen Kornüberschuß benutzte, um Ausfuhr im größten Maßstabe zu organisieren. All diese großen Geschäfte vorindustrialistischer Zeit kommen aus dem bauernmäßigen Wachstum und sie folgen daher der Datierung aus dem Bauernkalender. Lieferungsverträge dieser Art können auf ein bestimmtes Datum gesetzt werden. Sie müssen sogar auf ein bestimmtes Datum gesetzt werden, niemals aber sind sie datumbildend. Auch die entsprechenden Feste sind es nicht. Alle Feste der

* Man könnte hier an jenen berühmten Zusammenbruch aller »Werte« der New-Yorker Börse an einem »schwarzen Freitag« des Oktober 1929 denken, nur darf man nicht vergessen, daß es sich hier nur um spekulative »Schätzungs-Werte« handelte, kaum um entsprechende Realwerte.

Gregorianischen Zeitrechnung und zwar ganz unabhängig davon, ob es noch heidnische Feste aus der Spätantike oder schon christliche Feste der siegreichen katholischen Kirche sind, schmiegen sich sozusagen dem Jahreszeitenrhythmus und dem Fruchtbarkeitsrhythmus des solaren Bauernjahres an . . . Und gerade *weil* der Industrialismus einen autarken »Kalender« schafft und von sich aus aus Booms und Krisen, aus friedensmäßigen großen Aufträgen und Kriegskonjunkturen, aus monopolistischen Drosselungen und produktiven Planungen heraus datumbildend, jahreszeitenbildend, sogar klimabildend wirkt, muß der Symbolwert der alten Feste schnell an Bedeutung verlieren und zwar auch jenseits von aller Antireligiosität. Nicht deswegen, weil die Menschen nicht mehr fromm sind, »glauben« sie nicht mehr an die alten Feste wie Weihnacht, Fastnacht, Ostern, an Erntefeste im Herbst, sondern nur deswegen, weil sie undeutlich spüren, daß diese Feste gesellschaftlich nicht mehr datumbildend und verpflichtend sind.

Man muß betonen, daß diese Entfremdung der Menschen bis jetzt nichts als eine dumpfe und darum beunruhigende »Ahnung« gewesen ist und daher ist es von Nutzen, die Grundtatsachen auszusprechen, die dahinter stehen.

Sodann ist es völlig zwecklos, das gewaltige Problem der Schöpfung und des Herrschaftsantritts einer neuen industrialistisch-relativistischen Zeitrechnung bagatellisieren oder mindern zu wollen, indem man die Schuld an seinen Auswirkungen auf die spekulativen Börsenauswüchse des Bankkapitals zu schieben sucht.

Freilich hat das spekulative Börsenkapital den Umstand benutzt, daß die sozialen Körper und die Großzahl der Menschen die Kalenderrevolution des Industrialismus noch nicht haben erkennen können oder erkennen wollen, um die Rückständigkeit des historischen Gregorianischen Kalenders gegenüber der *Zeitrechnungs-, Zeitsetzungs-autarkie des Industrialismus* in »größtzügigster Weise« spekulativ zu mißbrauchen, aber wenn alle Börsen abgeschafft sein sollten, und wenn alle Kontinentalmächte der Erde aus den inventarisierten Bodenschätzen ihres Immobiliars, das heißt ihres Machtgebiets heraus einen planmäßig gesteuerten Industrialismus betreiben, so wird dadurch noch nicht das geringste an der Tatsache geändert sein, daß dieser Industrialismus, mag man ihn kapitalistisch, staatssozialistisch oder weltkommunistisch nennen, im Gegensatz zu allen Produktions-

stufen bauernhafter Epochen datumbildend im Sinne sein wird, den wir hier entwickeln.

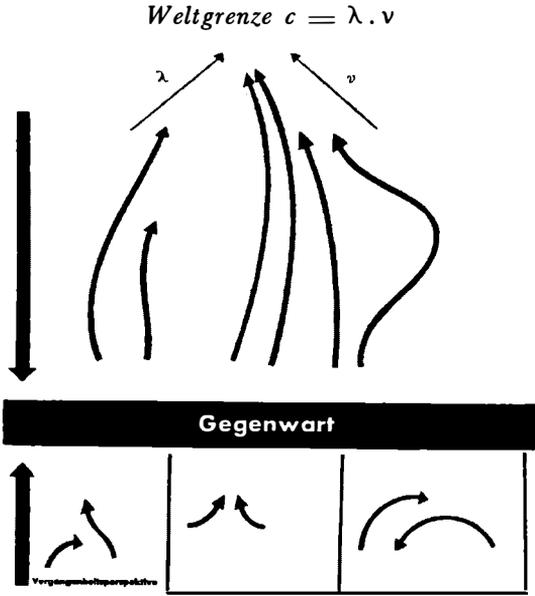
Statt uns mit dem Chronologie-Spezialisten des 19. Jahrhunderts über den Wirrwarr der römischen Kalenderführung in der ganzen Zeit der römischen Klassenkämpfe seit Vertreibung der Könige und in der Zeit der Gracchen und der Bürgerkriege bis zur *Pazifizierung des Kalenders* durch Gajus Julius Cäsar zu belustigen, sollten wir als Historiker die Analogie zur Kalenderkrise unserer eigenen Zeit zu ziehen suchen:

Das Alexandrinische Zeitalter im allgemeinen und das Imperium Romanum im besonderen haben gerade mit unserer Epoche tiefste morphologische Analogien und Homologien. Gerade bei den Römern kann man bemerken, daß sie schon begonnen haben, auf die eigenwüchsige Form zu verzichten und überall da, wo es ihnen wesentlich schien, besonders also in der Kriegstechnik, von allen Völkern, mit denen sie in Berührung kamen, überlegene Waffenformen oder taktische Maßnahmen und Einrichtungen zu übernehmen, und unter Berücksichtigung dessen, daß ihr sogenanntes Weltreich mit seinen acht Millionen Quadratkilometern nur etwa ein Fünzigstel der Erdoberfläche einheitlich erfaßte, kann man sagen, daß die Kalenderkrise, die sich bei ihnen ergab, mit der unsrigen tiefgehende Verwandtschaft gehabt hat. Das italische Bauerntum hatte ähnlich wie das Bauernreich Aegypten einen primitiven Solarkalender entwickelt. Der römische Stadtstaat als Mikrokosmos setzte dann den typischen Beamtenjahres-Kalender dagegen, in dem wir den »Willen« zu Eigenzeitlichkeit der Staaten erblicken.

Die Römer vom ersten Punischen Kriege bis zum Prinzipat des Cäsar und Augustus waren weder so töricht, nicht zu bemerken, daß sich ihre verschiedenen gänzlich veralteten Kalender zueinander und auch relativ zum eigentlichen Sonnenjahr so verschoben wie ein unbefestigter Eisenreifen auf einer Radfelge, noch auch hätte es ihnen irgendwelche Schwierigkeiten bereitet (ebenso wie Cäsar und schon sehr lange vor ihm) aus Alexandria oder Athen griechische Kalendersachverständige heranzuziehen. Sie taten es aber nicht, weil, wie geradezu mit Händen zu greifen ist, das Tohuwabohu ihres Kalenders ihrer beherrschenden Aristokratie und ihrer Priesterschaft gerade recht war, um politische Schiebungen durchzuführen, die mit den größten Börsenschiebungen unserer Epoche die tiefste Analogie aufweisen, so-

bald man einmal klar erkannt haben wird, daß auch wir wieder in einer Kalenderkrise größten Ausmaßes stehen*.

Zur einheitlichen Darstellung dieses Ueberganges von einem agonalen Maßsystem der Werte zu einem neuen objektiven Maßsystem der historischen Werte geben wir die folgende Figur:



Zunächst zerfällt diese Figur, wie es in der historischen Betrachtung üblich ist, in Vergangenheit und Zukunft. Es ist eine Entstehungsgrenze angesetzt, die man mit irgendeiner Welterschöpfung, sei es biblischer oder naturwissenschaftlicher Symbolik, gleichsetzen kann. Von dort aus strömt die historische Zeit auf die Gegenwart zu, und man könnte sich denken, daß der Mensch nun wie eigentlich bisher immer in der Vergangenheit stände und durch die Gegenwart hindurch in die Zukunft zu blicken suchte.

Der Vergangenheitsraum ist nun in drei Abteilungen eingeteilt, fast wie ein Aquarium in einzelne Gehäuse, und in jeder dieser Abteilungen geht etwas vor sich wie ein Zweikampf. Es ist fast so, als

* Mein Bildungsgang gestattet es mir leider nicht, zu untersuchen, welche juristischen Folgerungen sich aus den Betrachtungen dieses Abschnitts gewinnen lassen.

habe man je zwei Tiere, die sich anzugreifen pflegen, in je einen Käfig gesperrt, so daß sie ihre Kräfte aneinander messen. Dabei werden sie dann notwendigerweise von der übrigen Welt absehen und sich nunmehr nur noch aufeinander, besser gesagt gegeneinander einstellen, und wenn dann eines der beiden Wesen das andere besiegt und aufgefressen haben sollte, so wird es sich als Sieger vorkommen, das heißt es wird im Sinne des tierhaften, agonalen Maßsystems der historischen Werte einen Rekord aufgestellt haben.

Wohl zu bemerken ist hierbei, daß bei diesem Maßsystem lediglich Gestalten berücksichtigt werden können, die schon und noch »da« sind.

Der obere Teil der Figur reicht dann von der Gegenwart nicht etwa in eine unendliche Zukunft, vielmehr »prallt« er gegen die Weltgrenze $c = \lambda \cdot v$.

Man muß vermerken, daß auch dieses Vorwegnehmen einer abschließenden Zukunftsgrenze durchaus nichts absolut Neues ist. So hat die große theologische Geschichtsschreibung der katholischen Kirche, von der eigentlich unser gesamtes Weltbild einer »Weltgeschichte« her stammt (Augustinus), die Zukunft auch nicht als unendlich fortlaufend, als ins Grenzenlose verströmend aufgefaßt, vielmehr hat sie den Begriff des Jüngsten Tages eingesetzt. Der Jüngste Tag ist das vorweggenommene abschließende Gericht, ist die vorweggenommene Bewertung aller historischen Werte, aller Leistungen und Taten, die von der Gegenwart aus gesehen noch geschehen werden.

In unserer Figur entspricht also die Weltgrenze $c = \lambda \cdot v$ dem Jüngsten Tag und dem Weltgericht der katholischen Weltgeschichte, aber es ist kein Zufall, daß hier kein juristisches Symbol, sondern die Gleichung der wichtigsten modernen Feldkonstante steht.

Im Vergleich zum unteren Teil der Figur ist der obere Teil entscheidend aufgelöst. Wir finden nicht mehr einzelne Aquarien, in denen agonale Maßkämpfe stattfinden, vielmehr strömen Kraftlinien, die nur noch andeutungsweise gepaart sind, nach oben, ungefähr wie Gasbläschen in einer Seltersflasche zur Oberfläche emporsteigen. Man kann auch an die sogenannte Brownsche Bewegung denken.

Da diese Kraftlinien nicht mehr paarweise miteinander kämpfen, scheint sich überhaupt kein Maßsystem mehr zwischen ihnen zu ergeben. Sie streben aber alle querschnittlich zur Weltgrenze $c = \lambda \cdot v$ hin, und sie werden alle miteinander durch eine Art von Dachkonstruktion eingefangen.

Wichtig ist ferner zu bemerken, daß im oberen Teil des Bildes ein Pfeil nicht von unten nach oben, d. h. nicht aus der Vergangenheit auf die Gegenwart zu, sondern von der Weltgrenze c gleichsam rückläufig auf die Gegenwart gerichtet ist. Dies besagt, daß die Bändigung des struggle for life in unserer heutigen Zeit hierdurch geschehen soll, daß der Wettbewerb der Kräfte, der Wirtschaftskräfte und der Kriegsmaschinen inskünftig nicht durch irgendein Verbot (*sit venia verbo*) predigender Art erreicht werden soll, sondern nur noch durch die Tatsache, daß selbst die unsinnigste Vergeudung von Antriebskräften die technische Dynamik kaum merklich zu steigern vermag, wenn man diese Geschwindigkeitserhöhungen mit der einen einfachen Konstante c vergleicht, auf welche sich gerade in unseren Tagen bereits die gesamte Sinneswahrnehmung und Sinnesorganisation der Menschheit einheitlich umstellt und standardisiert.

Aus diesen ganz einfachen technischen Tatsachen ergibt sich zwanghaft und unvermeidbar eine völlige Antiquierung aller Maßsysteme der antiken Welt.

Man mag darüber trauern, man mag sogar darüber weinen, aber Tränen sind am besten dazu verwendbar, um Tote zu ehren.

Und so mögen wir eine tiefe ästhetische Trauer darüber empfinden, daß das gesamte Maßsystem der Antike für uns nur noch kindlich und überholt ist wie das Leben der großen Tiere.

Wenn irgendeiner von uns in sich geht, so wird er erkennen, wie sehr nahe es uns liegt, wieder in das Maßsystem, theologisch gesprochen, in die Fleischlichkeit der Antike zu verfallen, aber wir vermögen es nicht mehr, denn wir sind, völlig abgesehen von eigener Tugend, alle miteinander schon in ein neues Maßsystem der historischen Werte emporgehoben.

IV.

WILLENSAUSRICHTUNG, AUSPOLARISATION UND KÜNSTLICHE NOT DES MENSCHEN

Daß es nicht genügt, die Abhebung des Menschen als Uebertier und die Abhebung des Uebermenschen aus dem Menschen als Stufensteigerung darzustellen. — Das Tier aus der Pflanze und die Polis aus der Bauernlandschaft entstehen durch Auspolarisation. Daraus ergeben sich imperialistisch-komplementaritäts-bedürftige Hungererscheinungen (künstliche Not). — Athen als Beispiel. — Die Staaten und Kirchen als Zeitstrukturen. — Orden, Armeen und Flotten als auspolarisierte Gliedmaßen ad hoc. — Chrono-morphologische Organe der katholischen Kirche, der »weltlichen« Mächte. — Der sogenannte zweite Weltkrieg 1939 . . . als bisher größtes Beispiel auspolarisierender künstlicher Not im Phasenablauf der menschlichen Gesellschaft. — Die relativistische »historische Strecken«.

Bevor wir dartun konnten, wie wir uns den kommenden Uebermenschen und vor allem auch die Bedingungen seiner Verwirklichung vorstellten, haben wir aus den Tiefen der Menschwerdung heraus »zu erinnern« gesucht, wie der Mensch sich durch die Beherrschung des Feuers zum Uebertier, zum Ultrawarmblüter erhoben hat und wie der Uebermensch nichts sein wird als ein ultrathermisches Lebewesen.

Mit diesen Betrachtungen wäre aber erst die Beziehung des Menschen zum Tier und seine Herauslösung aus der Tierhaftigkeit dargestellt. Der kommende Weg und die kommenden Nöte des Menschen sind dadurch aber noch keineswegs bewältigt, auch nicht theoretisch, denn die Grundprobleme liegen nicht erst in der komplementären Aufspaltung der Menschheit in Mann und Weib, auch nicht erst in der Abspaltung des Menschen vom Tier, sondern grundsätzlich bereits in der komplementären Aufspaltung von Tier und Pflanze. Während wir also zur Darstellung unserer Kalenderrevolution bis ins Paläolithikum zurückgreifen mußten, müssen wir nunmehr in die Erdgeschichte zurück über das Zeitalter der Saurier im Sekundär auf das Primärzeitalter zurückgreifen, auf das Devon etwa, auf die Zeit, wo das Leben aus den Flachmeeren und aus den Sümpfen an Land gestiegen ist.

Seitdem das Leben aus dem Meer an Land gestiegen ist, hat sich eine Polarisation der Biologie in Tier und Pflanze vollzogen, wie sie unseres Erachtens im Meer noch nicht stattgefunden hat. Die Tiefe des Ozeans wimmelt geradezu von Tieren, die wie Bäume festgewur-

zelt sind, und die also für unsere Begriffe wichtiger Kriterien der tierischen Beweglichkeit entraten, so daß sie sowohl in Dantes »Hölle« als auch in den Metamorphosen des Ovid zu den Wesen gehören könnten, die zur Strafe für irgendein grundlegendes Vergehen zur Unbeweglichkeit der Pflanze »gekreuzigt« worden sind.

Bei den Tieren, die außerhalb des Wassers an der Luft leben, kann man wohl allgemein feststellen, daß nur Tiere, die von den Pflanzen zehren, für uns wohlschmeckend sind, während Raubtiere, die andere Tiere fressen, zumeist als ungenießbar angesehen werden. Auch diesen Unterschied gibt es bei den Fischen, bei den Seelebewesen nicht, da gerade mehrere der ärgsten Räuber wie Hecht usw. als ganz besondere Leckerbissen gelten, ebenso wie Krebse und Krabben.

Wenn wir also vom Bios, vom Leben, von Biozentrik sprechen, müssen wir von vornherein darauf achten, daß wir hierbei zunächst nicht an das Leben im allgemeinen, sondern nur an das Leben auf den Kontinentalschollen, außerhalb des Wassers und an der Luft denken. Wenn man erwägt, daß die Ozeane fast vier Fünftel der Erdoberfläche bedecken, und daß diese mächtigen *Wasserschollen* bis in bedeutender Tiefe mit Lebewesen teils tierhafter, teils pflanzlicher Art durchsetzt sind, wird man ermessen, daß die dünne Lebensschicht der Tiere und Pflanzen, welche die Oberfläche der Kontinentalschollen besetzt haben, nur einen ganz geringen Prozentsatz der Lebensmenge überhaupt ausmachen können.

Bei der Betrachtung des Verhältnisses von Tier und Pflanze auf der Erde bekommt man fast den Eindruck, als wenn Tier und Pflanze in diesem Bereich so scharf und tief komplementär zu einander entwickelt sind, weil die Pflanze an Land das Meer vertritt.

»Einst stieg das Meer an Land und hieß der Baum.« Ganz offensichtlich hat die Pflanze in der großen Symbiose von Flora und Fauna auf den Kontinentalschollen den Wasserhaushalt zu sichern, zu gewährleisten. Nur dort, wo die Pflanze so stark entwickelt ist, daß sie als Wasserreservoir in Betracht kommt, kann sich das Tier in die feuchtatmende Flora einbetten. Und wenn man das Wogen der Wälder immer wieder als Brandung bezeichnet, so bedeutet das weit mehr als eine bloße Phrase.

In diesem Zusammenhange haben sich Flora und Fauna vermutlich in großartiger Weise komplementär zu einander entwickelt. Bei Henri Bergson in seiner »Schöpferischen Entwicklung« auf Seite 115 ff.

der 2. französischen Auflage lesen wir folgendes: »Kein bestimmtes Charakteristikum unterscheidet die Pflanze vom Tier. Alle Versuche, die man unternommen hat, um diese beiden Lebensbereiche streng voneinander zu sondern, sind immer wieder gescheitert. Es gibt kein einziges Kennzeichen des pflanzlichen Lebens, das nicht wenigstens in minimalen Spuren auch bei gewissen Tieren nachweisbar wäre, und es gibt kein Merkmal des Tieres, das man nicht bei gewissen Pflanzen oder in gewissen Phasen der Entwicklung auch bei der Flora feststellen kann. So ist es begreiflich, daß die Biologen, die besonders auf »Strenge« erpicht waren, überhaupt jede Unterscheidung zwischen Tier und Pflanze für künstlich haben erklären wollen. Sie hätten recht, wenn es hier auf eine unterscheidende Definition wie auf dem Gebiet der mathematischen und physikalischen Wissenschaften ankäme, wo man gewisse Elemente festzustellen sucht, die das beschriebene Wesen besitzt, und die den anderen abgehen. Völlig unterschieden ist, unserer Meinung nach, die Art von Definition, die den biologischen Wissenschaften zukommt. Hier kommt es auf die Proportionen, auf die Dosierung an . . . Die Gruppen unterscheiden sich dann nicht mehr durch den Besitz, durch das Vorhandensein gewisser Charakteristika, sondern durch ihre Neigung, sie zu betonen . . .

Wenn das Bewußtsein im Tier einschläft, das zu einem unbeweglichen Parasiten entartet, so wird es vermutlich wieder erwachen, sobald es sich um eine Pflanze handelt, welche ihre Bewegungsfreiheit wieder erlangt hat . . .«

Tatsächlich wird man beim Leben auf der Erde allerorten dieser Tatsache, dieser Tendenz der Wesen und der Arten begegnen, sich komplementär zu einander zu entwickeln, um alsdann Symbiosen mit einander einzugehen, bei denen die komplementären Partner sich reziprok nähren und tragen wie in der Gleichung:

$$1 = 4 \cdot \frac{1}{4}$$

oder in der Gleichung: $7 = x + y$

die reziproken Komponenten 4 und $\frac{1}{4}$, beziehungsweise x und y sich komplementär zur Konstantengröße 1 oder 7 ergänzen.

Geht man von diesen Gesichtspunkten aus, so wird man leicht finden, daß gewisse Pflanzen, Blumen und die entsprechenden Insekten, daß andererseits herbivore Tiere und die entsprechenden Räuber schon seit Jahrmillionen immer wieder solche Symbiosen bilden, bei denen die beiden Arten als Variable auftreten.

Das große Bauerntum, das der Mensch seit Jahrzehntausenden entwickelt hat, zeigt wohl eine solche Symbiose von Tier und Pflanze, von Pflanzenfresser und Raubtier in ganz besonderer Vollendung.

Nur muß man sich davor hüten, ein solches Gebilde für »natürlich« zu halten. Ein Mastschwein, eine Mastgans, ist ebensowenig etwas »Natürliches« wie eine gefüllte Nelke, eine Herzkirsche oder eine Pfundbirne. Und wenn eine Kuh, ohne ein Kalb zu haben, täglich Rekordmengen von Milch liefert, so ist das ebensowenig »natürlich« wie die Legetätigkeit eines Bauernhuhns.

Abgesehen von dieser Einschränkung ist dann freilich anzuerkennen, daß die Symbiose von Tier und Pflanze, das komplementäre Gleichgewicht dieser beiden großen biotischen Arten in einem großen, gesunden Bauernhofe bewundernswert entwickelt ist.

Vervielfältigt man dann einen solchen Bauernhof und übersät eine ganze Landschaft mit diesen soziologischen Gebilden, so kann man sagen, daß sich ein ganzes großes Gebiet, ja ein ganzes Land zeitweilig wenigstens in diesem Zustande ausgewogener Doppelpoligkeit befinden kann, wo die komplementären Formen des Bios zu Lande: Flora und Fauna, einander tragen wie die polarisierten Kräfte in einem Elektromagneten.

Es scheint aber nicht in der menschlichen Natur und in historischen Charakter der menschlichen Gesellschaft zu liegen, einen solchen Zustand »ewig« andauern zu lassen. Vielmehr tritt ein Augenblick ein, wo dasjenige sich vollzieht, was man die *Auspolarisation der sozialen Gestalten* aus der drohenden Inzucht nennen mag.

Eine solche Auspolarisation scheint im kleinen Lande Attika etwa 800 v. Chr. stattgefunden zu haben. Dort ist ein wesentlicher Teil der Bevölkerung mehr oder minder rasch, etwa in der Art, wie im 19. Jahrhundert das europäische Bauerntum fast plötzlich zum Industrieproletariat zusammengewandert ist, aus den Landgemeinden derart in die Hauptstadt Athen und in den Hafen des Piräus zusammengezogen worden, daß ein Zustand der Politeia, der Stadt gegeben war, den man im Vergleich zur vorhergehenden Symbiose bäuerlicher Art schon geradezu als einen Zustand der künstlichen Not bezeichnen kann.

Alsdann, zur Zeit der Perserkriege und bis zum Peloponnesischen Krieg hat sich Athen geradezu zu einer künstlichen Insel entwickelt,

indem es sich durch gewaltige Mauern vom eigenen Hinterland abschloß und nach dem Meere öffnete. So wurde der Zustand künstlicher Not, die Abspaltung der Stadt und der Bürgerschaft aus der pflanzenhaften Landschaft, noch außerordentlich verschärft.

Immerhin besteht die Bürgerschaft eines lebendigen Stadtstaates noch immer aus Familien, aus Männern und Frauen. Und insofern die Frauen im Vergleich zum Manne das Komplementär-Vegetative darstellen, ist eine Stadt in sich noch eine Symbiose.

Im gleichen Maße, wie sich Athen aus der Landschaft Attika herauspolarisierte, entwickelte es sich auch zur wohl geistvollsten Maschine der Weltgeschichte.

Scheinbar einfacher und weniger paradox wäre es, Athen etwa als den geistig-schöpferischsten Staat der Weltgeschichte zu bezeichnen. Dies würde aber in Wahrheit das ganze Problem verschieben und verfälschen, weil es für uns darauf ankommt, im Gegensatz zur romantischen Theorie allzuvieler Intellektueller herauszuarbeiten, daß Athen, dieser weithin strahlende Leuchtturm fast aller künstlerischen und geistigen Energien, nicht etwa das technikfernste, sondern im Gegenteil das höchst technisierte Staatsgebilde jener Tage gewesen ist.

Schon die Mutterlandschaft Attika war gegen das Binnenland durch Gebirge abgeschlossen und nach dem östlichen Meere hin geöffnet, also als eine Halbinsel zu bezeichnen. (Es war ein Gebiet von etwa 2200 Quadratkilometer Bodenareal, also etwas größer als unser Kanton St. Gallen und um ein Viertel umfangreicher als die Stadtgrafschaft London). Athen selbst aber, diese Mutter der Tragödie, der Geschichtswissenschaft und der eigentlichen Philosophie, stilbildend für die Bildhauerei, Architektur und Malerei, nicht weniger als für die Seekriegführung oder Wirtschaftsgesetzgebung, diese Stadt, die von einem solchen Geistesglanz umgeben war, daß sie später, nach der Dämmerung ihrer eigentlichen Macht, von dieser Autorität fast wie von einer Mauer geschützt wurde, die Stadt Athen selbst war geradezu noch einmal eine künstliche Insel, welche von der Akropolis bis zum Piräushafen, etwa acht Kilometer lang, aus der Vogelperspektive wie ein Hufeisen, besser gesagt wie ein Schlüsselloch geformt war.

Diese künstliche Verinselung entwickelt sich unter Führung des großen Themistokles zur Zeit der Perserkriege und sie wird konse-

quent von dem Augenblick an durchgeführt, wo die Republik sich entschlossen hat, aus einer Landmacht zu einer Seemacht zu werden und die Schiffskriegführung gegen Asien zu übernehmen.

Schon damals, im Dezennium zwischen 490 und 480 v. Chr. war Athen, wie alle Seestädte, eine technisierte Menschengemeinschaft. Vermochten doch die Werften des Piräus jährlich 20 große und tüchtige Dreiruderer herzustellen, so daß zur Zeit der Schlachten von Artemision und Salamis eine Riesenflotte von über 200 dieser mit je 220 Ruderern und Soldaten bemannten Fahrzeuge zur Verfügung stand. Nur der abstrakteste Verehrer des platonischen Eros wird übersehen können, daß eine derartige Seemacht bereits die Erfassung und Training einer ganzen Bevölkerung erfordert. Diese seefahrende und see-erobernde Energie sog natürlich mit unwiderstehlicher Kraft die Menschen mit ihren Interessen und mit ihrem Willen von Attika als Landschaft ackerbautreibender Bauern fort und richtete ihre Initiative in mächtigen Garben nach den östlichen Inseln und nach Vorderasien.

Mit ingenieurmäßiger Folgerichtigkeit geschah der weitere Ausbau. Ein hufeisenförmiges Festungssystem sicherte Athen im Rücken gegen das drohende übrige Griechenland, schloß es aber auch gegen die eigene Mutterlandschaft ab. Entsprechend der Tatsache, daß deren Ernten künftig den Brandschatzungen landmächtiger Armeen preisgegeben waren und entsprechend dem Willen, alle kriegerischen Energien Athens für die Seemacht freizubekommen, gab man in Attika den Kornbau auf, pflegte nur noch Wein- und Oelbau und nährte sich von Getreide, das aus Uebersee eingeführt wurde.

Aber die Künstlichkeit und Technisierung ging noch viel weiter, denn von den etwa 150 000 Einwohnern Athens waren sehr viele Sklaven. Diese unfreien Menschenwesen wirkten sich wie ein technischer Industriemensch aus. Er nahm den eigentlichen Bürgern die Arbeit ab, fast könnte man sagen, sie nahm sie ihnen fort. Die Bürger wurden, inmitten gewaltiger Arbeit und Produktion Chômeurs in des Wortes eigenster Bedeutung. Durch die Staatsmaschine Athen entlastet und getragen, rangen sie gegeneinander in den Gymnasien, füllten den Markt mit ihrer richterlichen und regierenden Tätigkeit, saßen gegen Bezahlung im Theater, um den Tragödien und politischen Lustspielen zuzuschauen und darüber als Jury abzustimmen.

Das ist die völlig künstliche Bühne, die hochgezüchtete Riesen-

maschine, auf der Perikles und Aspasia Hof hielten, von deren harmonischen Funktionen das hohe Geistesspiel eines Phidias und Aeschylos, eines Thukydides und Plato, eines Sophokles und Aristophanes abhing. Wichtig ist nun die Feststellung, daß die eigentliche Geistesblüte Athens nur einen Völkerfrühling währt, nur etwa ein halbes Jahrhundert, und zwar fällt diese Blüte zusammen mit der eigentlichen Ausgestaltung des Synoikismos. Diese Feststellung ist von ganz allgemeiner und überragender Bedeutung. Sie erlaubt uns große soziale Leistungen als Konstanten aufzufassen:

Wenn Eis schmilzt, so bleibt, solange dieser Prozeß währt, die Temperatur auf Null Grad. Wenn Wasser aussiedet, bleibt wiederum die Temperatur konstant auf 100 Grad. Ganz das Entsprechende finden wir bei den Völkern und Mächten; wenn man eine bäuerlich organisierte Landschaft wie Attika vor dem Synoikismos als einen Aggregatzustand betrachten will, das perikleische Athen als einen andern, so kann man sagen, daß das bäuerliche Attika zum Aggregatzustand der technisierten seegewaltigen Polis ausgesiedet ist, und während dieser Zeit ergibt sich als Konstante . . . das große Drama. Das heißt: die athenische Tragödie ist der künstlerisch-technische Ausdruck für den Uebergang einer ländlichen Bevölkerung in die Bürgerschaft einer Polis.

Wie wichtig diese Feststellung ist, ersehen wir daraus, daß das andere große Drama der Literaturgeschichte, das englische Drama der elisabethinischen Zeit, sich unter genau den gleichen Bedingungen und in ebenso kurzer Epoche entwickelt hat. Zwischen 1550 und 1600 hat sich nicht nur London, sondern vermutlich der ganze Kreis der englischen Seestädte aus der Yeomanry des Old Merry England zur Seemächtigkeit auspolarisiert und eben parallel zu diesem Vorgang der technisierenden Auspolarisation einer Inselbevölkerung aus sich selbst ist in den 50 Jahren von 1560 bis 1610 von Lyly, Kyd, Marlowe, Shakespeare, Jonson bis Beaumont und Fletcher die große Gruppe der englischen Dramatiker abgelaufen, die der berühmten athenischen Gruppe Aeschylos, Sophokles, Euripides, Aristophanes entspricht.

Etwas ganz Entsprechendes können wir mit Bezug auf das sogenannte Proletariat feststellen. Das Proletariat ist nicht mit der Arbeiterschaft durchgebildeter Industriestädte gleichzusetzen. Diese Arbeiterschaft wird spätestens in der 3. Generation eigentlich immer mehr beamtenhaften Charakter annehmen. Das Proletariat, so wie

der Industrialismus der Jahre 1830 bis 1850/60 und wie Marx und Engels es in ihrer Jugend erlebt haben, ist ein »dramatisches« und tragisches Uebergangsphänomen, völlig entsprechend der athenischen Tragödie und dem englischen Drama. Das Proletariat in diesem ursprünglichen, »revolutionären« Sinne ergibt sich nur im Uebergang einer noch ländlichen Bauernbevölkerung in die Mechanisierung der großen Städte und Industriezentren. Dieser Prozeß, der fast unwiderstehlichen Immigration des Bauerntums in den Industrialismus, ist genau so ein soziologischer Wechsel des Aggregatzustandes wie der athenische Synoikismos, und er hat offenbar auch ganz die gleiche Auswirkung, er erzeugt während der Aussiedung des Bauerntums zum »Proletariat« als soziologische Konstante eine ganz bestimmte Energie, die sich immer »dramatisch« auszuwirken scheint.

Allzu leicht vergißt man, in welchem Ausmaß ein Theater mit seiner Unterbringung gewaltiger Zuschauermengen, mit seinen Bühnenaufbauten, seinen Höllenversenkungen und seinen *dei ex machina* ein technisches Problem darstellt. Tief verwandt mit dem andern Problem, das sich auf den Werften ergibt, beim Reffen und Herunterlassen der Segel, beim Heraufwinden der Schiffe an Land, überhaupt beim ganzen Betrieb seines großen antiken Seehafens.

Man wird sich also, durch eine unvermeidliche Revision unserer historischen Anschauungen über das technische Wesen einer Stadt wie Athen, mit der Vorstellung vertraut machen müssen, daß Aeschylos, der geradezu religiöse Dichter der gewaltigen »Orestie«, der Sohn eines durch und durch technisierten und in edelstem Sinne künstlichen Staatsgebildes war oder aber, wenn man dabei beharren will, daß mit dem Sündenfall des technischen Könnens wahrhaft schöpferischer Künstlergeist unvereinbar sei, wird man sich entschließen müssen, nachträglich zu »entdecken«, daß die großen Athener des 5. Jahrhunderts samt und sonders »Asphaltliteraten« ihrer Zeit gewesen sind, und man wird beginnen müssen, den »wahren« Schöpfergeist wiederum bei den rülpfenden Kyklopen zu suchen.

Im selben Maß, wie Athen sich aus der Landschaft Attika herauspolarisiert hatte, hat es den Weg der großen künstlichen Not beschritten, zu dem die Menschheit sich immer wieder selbst zwingt, um zu ihren Zwecken zu gelangen.

Großartig ist in dieser Beziehung die Planung des Perikles zu Anfang des Peloponnesischen Krieges.

Wie ein Architekt etwa den Petersdom anlegt, aber die Kuppel noch nicht aufsetzen kann, so hatte Themistokles die Staatsstruktur des verinselten, hochtechnisierten Athen endgültig bestimmt, und als Perikles dann, durchaus nicht willkürlich, sondern tatsächlich weitgehend unter dem Zwang der strukturalen Logik »seines« Staates generalstabsmäßig den Peloponnesischen Krieg »entwarf«, konnte er lediglich von der gegebenen Gestaltung der auf künstliche Not aus-polarisierten »Inselfestung Athen« ausgehen.

Im Peloponnesischen Krieg des Thukydides, der bei weitem großartigsten historischen Darstellung der Antike, wird uns mit wunder-voller Deutlichkeit gezeigt, wie Perikles zu Beginn des Kampfes gegen die Peloponnesier von vornherein darauf verzichtet, Attika zu Lande auch nur zu verteidigen. Er faßt Athen als eine Insel oder aber als ein Adlernest auf, er will alle Kampfenergien vom Festland abwen-den, Athen insgesamt wie eine Insel aus dem Zusammenhang des griechischen Festlandes auspolarisieren, um dann seinerseits mit den Seekräften Athens die peloponnesischen Gegner von der See her ein-zukesseln, zu blockieren, zu belagern und geradezu auszuhungern.

Man bemerke wohl, daß diese Kriegsplanung des Perikles von vorn-herin dialektisch als eine Stülpung angelegt ist. An sich ist Athen mit seiner Landschaft Attika ein kleines Randgebiet der griechischen Welt, und man sollte denken, daß die Athener fürchten, zu Lande von ihren hellenischen Kulturgenossen ins Meer gestoßen zu werden. Statt dessen drehen sie ganz bewußt den »Spieß um«, indem sie sich vom Lande abanzern, die See beherrschen und nun ihrerseits von der See aus die Blockade über dem Peloponnes und über die Dorer verhängen.

Dabei spielt es eine große Rolle, daß Athen beim Plan des Perikles zwar auf die Vorteile der Innenposition verzichtet, dafür aber darauf abzielt, daß alle Transporte, Warentransporte und Truppentransporte zur See, viel schneller und exakter durchzuführen sind, so daß der Vorteil der inneren Linie für die Gegner völlig ausgeglichen sein wird.

Auch denkt Perikles, wie aus seinen Reden hervorgeht, weitgehend banktechnisch. Er ist überzeugt, daß Athen durch die Beherrschung seines Inselreiches zwischen Griechenland und Kleinasien nicht nur immer wieder viel größere Geldmittel wird einheimen können als seine Gegner, daß es ihm zudem auch möglich sein wird, jede Geld-zufuhr von Persien nach Lacedämonien, nach Sparta zu unterbinden.

Dieser Punkt ist außerordentlich wichtig, und er wird wohl in den bisherigen Darstellungen des Peloponnesischen Krieges nicht genügend unterstrichen.

Bekanntlich lehnten die Spartiaten das Gold ab; wie viele andern imperialen Militärstaaten waren sie aus ihrer Armut heraus gegen die Goldwährung, und sie tolerierten als Münzmetall offiziell nur das Eisen.

Nur wenn man die große Gruppe der seltsam bestechlichen und für Gold verführbaren spartanischen Feldherrnpolitiker einheitlich erfaßt und begriffen hat, kann man wiederum die strategische Planung eines Perikles voll begreifen.

Die großen Reden, die von Thukydides in seinem Buch vom Peloponnesischen Krieg dem Perikles in den Mund gelegt werden, können selbstverständlich die ganze wirkliche strategische Lage nicht so einheitlich und tief darstellen, wie wir es heute vermögen, nachdem Napoleon I. hinter uns liegt und das Scheitern seines Blocus Continental gegen England.

Es ist uns nicht bekannt, ob Thukydides selbst die Politik des Alkmäoniden Perikles vollkommen hat durchschauen können.

Die Alkmäoniden waren das große Bankgeschlecht von Athen, und sie hatten sich immer schon dadurch aufrecht erhalten und neu durchgesetzt, daß sie die Bankbeziehungen Athens gegenüber dem Delphischen Orakel ausgependelt und in ihren Händen im Gleichgewicht gehalten hatten.

Schon in früherer Zeit reichte der Einfluß Delphis weit über den Bereich des eigentlichen Hellas hinaus.

Die Römer und Italiker wandten sich dorthin. Als im Jahre 548 v. Chr. der Tempel des pythischen Gottes abbrannte und zum Zwecke seiner Wiederherstellung eine weltumspannende Kirchenkollekte veranstaltet wurde, die ohne weiteres an den Ablaßhandel erinnert, der zur Zeit Luthers den Bau von St. Peter ermöglichte, stiftete auch der König von Aegypten eine große Summe. Und bei ihrem Kampf untereinander, so wie gegen die griechischen Kolonialstädte in Kleinasien, erkaufte die vorderasiatischen Könige die Zustimmung oder Duldung des Delphischen Orakels.

Warum war dies nötig? Warum haben sich die Römer in der höchsten Not des Hannibal-Krieges an Delphi gewandt und zwar in der Person eines Fabiers? Warum haben sie nach dem entscheidenden

Sieg am Metaurus ein großes Goldgeschenk an die Schatzhäuser jener Priesterschaft gesandt? Konnte unter anderem Delphi vielleicht verhindern, daß Mazedonien den Krieg gegen Rom faktisch gestaltete? Wenn ja, durch welche Mittel?

Der Wirtschaftspolitiker wird da vor allem an die Welthandelsbeziehungen, an den Bankcharakter, an die Geldhortungen dieser Priesterschaft denken mögen.

Im 5. Jahrhundert haben alle großen Mächte jener Zeit: die Athener, aber auch die Spartaner, die süditalischen Griechen, die Sizilier, aber auch schon das beginnende Rom, die Etrusker und Karthager auf die Kapitalmachtinstitutionen von Olympia und Delphi Rücksicht nehmen müssen. Und in Athen haben die Alkmäoniden wie Kleistenes, Perikles, Alkibiades eine wesentlich andere Rolle gespielt, als man es auch noch im 19. Jahrhundert hat wahrnehmen mögen. Die Alkmäoniden hatten schon im Jahre 548 vor Christi Geburt beinahe die gleiche Rolle gespielt wie die Fugger beim Bau des Petersdoms. Schon daraus geht hervor, daß sie im Rahmen und in der Größenordnung dieser bereits späten Epoche der Antike etwas wie ein internationales Bankkapital repräsentierten. Auch die Politik des Perikles muß dadurch noch tiefer bestimmt gewesen sein, als es vielleicht sogar ein Thukydides überblicken konnte, und auch die Gegenpolitik der Spartaner ist dementsprechend zu überprüfen. Während ein Agisilaos eine eindeutig antipersische Politik zu treiben suchte, führte ein homo novus wie Lysander den Entscheidungskampf gegen das relativ goldmächtige und finanzmächtige alkmäonidische Athen in fast subalterner Anlehnung an das Geldsystem, fast möchte man sagen an die Währung des Perserreichs*.

Erst durch solche Betrachtungen wird die künstliche Not verständlich, in welche solche Männer wie Themistokles und Perikles Athen hineinmanövriert haben, um dann wieder aus dieser Notlage heraus Einkreisungssiege gegen Gegner anzustreben, von denen sie selbst »ausgekreist« zu werden drohten, insofern die Heeresgewalt der Peloponnesier jederzeit bereit schien, die künstliche Insel Athen vom Land ins Meer zu werfen.

* Wenn diese Setzungen zutreffen, ist Perikles ganz anders zu werten als bei Thukydides. Perikles steht dann geschichtsmorphologisch viel näher bei seinem glanzvoll-berühmten Sippenossen Alkibiades, als es seinen Bewunderern lieb sein kann.

Sehr bald nach dem Inkrafttreten der perikleischen *Strategie reziproker Selbsteinkreisung und Selbstauskreisung* trat dann in Athen das Ereignis auf, das man in der Geschichte die Pest von Athen nennt, von der auch Perikles selbst dahingerafft worden ist.

Die Pest von Athen, wie sie Thukydides unvergleichlich beschreibt, muß vom modernen Standpunkt als Lungenpest diagnostiziert werden. Ausdrücklich wird gesagt, daß die Seuche ursprünglich in Aethiopien, jenseits von Aegypten ausgebrochen sei, daß sie von da aus weiter nach Aegypten und Lybien und über einen großen Teil der dem König von Persien unterwürfigen Länder sich verbreitet habe*.

Livius gibt ähnliche Pestkatastrophen für Rom an, ohne sie allerdings mit der Kunst und Akribie eines Thukydides zu beschreiben, aber in den betreffenden Liviusstellen ist beachtenswert, daß auch die Möglichkeit von psychischen Massenseuchen Erwähnung findet, die offensichtlich mit den Wohnverdichtungen und den komprimierten Lebensgemeinschaften aller typischen Poleis bis zum Beginn unseres Zeitalters zusammenhängen**.

Eingangs haben wir gesagt, daß die Auspolarisation der politischen Gestalten erstens aus der Symbiose des Tieres mit der Pflanze, zweitens bei den Mönchsorden, Armeen und Flottenmannschaften aus der Symbiose von Mann und Weib Zustände künstlicher Not herbeiführen müssen, da bestimmte Ergänzungen wegfallen, so daß die übrigbleibende Substanz als verarmt und einseitig gefährdet erscheint.

* Die moderne Biologie erweist, daß die Seuchen biologisch autark entstehen. Auch unabhängig von den Menschenhäufungen in Städten, und unabhängig von Kriegen und Revolutionen.

Der Mensch wird also nicht für schlechtes soziologisches Verhalten durch Massenerkrankungen bestraft. Unzweifelhaft aber wütet eine biologisch bedingte Seuche in einer auspolarisierten und überverdichteten Großstadt oder Armee intensiver als in einer weiten Streuung von Komplementärgestalten. Ein Heuschobler brennt anders ab als eine Wiese.

In seinem »Leben Washingtons« macht Lodge die ausgezeichnete Bemerkung, daß die Indianer ebenso tückisch wie tapfer seien. Er fügt hinzu, es sei falsch und schädlich, zu glauben, Tapferkeit sei eine Funktion der Biederherzigkeit, und Feigheit eine »Strafe« für die Arglist. Gesundheit ist durch Wohlverhalten nicht zu erkaufen. Durch Wüstheit gelangt man nicht zur Genialität. Auch friedenselige Völker werden von Seuchen befallen.

Hinter alledem steckt eine Reform unseres Kausalitätsbegriffs, der Verknüpfung von Schuld und Sühne, von Ursache und Wirkung. Diese Revision ist eine der wichtigsten Aufgaben unseres kommenden relativistischen Zeitalters.

** Thukydides: II, 48—53; Livius: VIII, Cap. XVIII.

Schon bei den Flottentechnikern des 18. Jahrhunderts waren Zitronen außerordentlich beliebt, ganz wie interessanterweise die römischen Generalstäbler auf guten Weinessig Wert legten, der immer in Fässern bei der Truppe vorhanden sein mußte, um das Trinkwasser damit vielleicht zu desinfizieren, möglicherweise aber auch als Antiskorbutmittel anzureichern*.

Dieser großen Kunst der Hygiene haben es die Römer vielleicht vor allem zu danken gehabt, daß sie ihr Imperium erobern und behaupten konnten, ohne daß ihre Armeen ständig an Seuchen zugrunde gingen, wie es in der älteren Antike so oft bei den großen Zügen der Assyrer, Babylonier usw. vorgekommen ist, und auch noch im europäischen Mittelalter bei den Römerzügen der deutschen Kaiser und der französischen Könige.

Das Wissen um die Wichtigkeit des Schutzes gegen Seuchengefahr, sobald man Menschenmassen über ein bestimmtes Maß hinaus verdichtet, war so gründlich wieder verloren gegangen, daß im 18. Jahrhundert Admirale ersten Ranges wie Suffren und ein großer General wie Moritz von Sachsen nur verschämt und in ihren »Träumereien« gesundheitliche Maßnahmen in Erwägung ziehen, die den geradezu ungeheuerlichen Heeresverschleiß der Armeen (Friedrich der Große rechnet mit 30 % pro Campagne) hätten auf ein tragbares Maß zurückschrauben können. Man versteht weder die Heeresgeschichte noch erst recht die Seekriegsgeschichte oder die Geschichte der großen Expeditionen, wenn man sich nicht ständig vor Augen hält, daß jede Armee und jede Flotte einen Zustand künstlicher Not bedeutete und zwar in einem solchen Ausmaß, daß die Menschen sich überhaupt nur entschlossen, in solche Unternehmungen einzutreten, weil auch der »normale« Lebensstandard der Bauern und der Entwurzelten für unsere Begriffe jeder Beschreibung spottete.

Der Mensch und seine künstliche Not!

Wir müssen uns fragen, ob nicht schon jede Organbildung eine Auspolarisation bedeutet und daher für die betreffenden Teile eines Körpers Zustände künstlicher Not bedingt. So ist das Auge in der

* Als Christus am Kreuz verdurstete, wurde ihm dementsprechend auch ein Schwamm mit Essig gereicht, was ganz einfach der Gewohnheit aller römischen Legionäre entsprach, ihr Trinkwasser mit Weinessig zu würzen.

Weise aus dem Körper auspolarisiert, daß es nur noch speziell für Lichtwahrnehmungen aufnahmefähig ist und Schläge, die an andern Stellen des Körpers Schmerzen verursachen würden, setzen sich am Auge nur in Lichterscheinungen um. Möglicherweise ist im Körper die tiefste Auspolarisation im Gegensatz der Blutkörperbildung zu den Zentralzellen, den Nervenzellen zu konstatieren. Die Zerebralzellen können sich überhaupt nicht mehr regenerieren, und wenn man die Zellteilung als eines der Grundmerkmale des aus sich selbst in Mannigfaltigkeiten auswuchernden Lebens betrachten will, so sind die Zerebralzellen, fast möchte man sagen, gänzlich »tot«.

Betrachtet man nun den Staat als einen Organismus, so wird man an seinem Körper ganz entsprechende Erscheinungen gewahren, denn auch die Staaten und die Kirchen bilden Organe und Gliedmaßen und zwar *Gliedmaßen ad hoc*. Dadurch unterscheiden sie sich ganz besonders von einem Tier- oder Pflanzenkörper, wie wir es individuell zu betrachten gewohnt sind. Denn ein Raubtier oder ein Menschenaffe, auch ein Fisch oder ein Seehund scheinen sich ein für allemal zu einer bestimmten Organ- und Gliedmaßenbildung »entschlossen« zu haben. Mit diesen Gliedmaßen und Organen sind sie endgültig einem gewissen Milieu, einem gewissen Zustande und einer Landschaft angepaßt, und wenn diese Landschaft vernichtet wird oder »ausstirbt«, so sind auch sie zum Absterben verurteilt.

Menschlich ist dies nicht, menschlich ist vielmehr die Tendenz und die Fähigkeit, immer wieder Organe und Gliedmaßen *ad hoc* zu bilden, nicht nur, um sich einer neuen Landschaft und neuen Umweltsbedingungen anzupassen, sondern auch, um geradezu eine neue Landschaft zu erschaffen.

In diesem Sinne kann man die gesamte moderne Entwicklung technischer Kategorien wie Benzinmotor und Flugzeug, U-Boot und Tank, Telephon und Radio als eine Organbildung *ad hoc* betrachten. Wohl bemerkt hat aber die Kulturmenschheit durchaus nicht auf die moderne Technik gewartet, um in dieser Weise Organe *ad hoc* zu entwickeln. Vielmehr ist die Entdeckung dieser großen Fähigkeit vermutlich eine der hauptsächlichsten technischen Leistungen der Staaten und Kirchen.

Bei den Staaten sind die Auswandererscharen, die Armeen, die Flotten und die Bildung des Proletariats dahin zu rechnen.

Bei den sublimierten Formen des Staats, die man Kirche nennt, ge-

hören vor allem die Missionare, die Krankenpfleger und die Ordensbildungen hierher.

Exemplifizieren wir am großen Beispiel der katholischen Kirche!

»Heute«, in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts, mag sie vergeistert sein und schnell auf den Altenteil der Weltgeschichte zurückfallen (oder zu den historischen Sedimenten absinken); aber gerade dies kann nur geschehen, weil die katholische Kirche als imperiale Machtorganisation, die einzelnen Staaten überkuppelnd, durch zwei Jahrtausende hindurch die organische Elastizität, die Regenerationsfähigkeit bewährt hat, die für alle echten Zeitstrukturen charakteristisch ist.

Was ist ein Staat, eine Macht ersten Ranges in der Geschichte? Wodurch charakterisieren sich diese Gebilde? Worin gleichen sie den Individuen, aus denen sie bestehen? Inwiefern unterscheiden sie sich von ihnen und sind ihnen sogar »jenseitig«?

Der Normalmensch bisheriger Schulung wird sagen, ein lebensfähiger Staat, auch eine entsprechende Großkirche müsse um jeden Preis sehr stark oder »fest« sein, so unzerrüttbar gefügt, daß dieses Gebilde alle Stürme und Stöße überstehen kann. Durch dieses Ueberstehen, Ueberdauern werde es dann im Lauf der Jahrhunderte zur endgültigen historischen Gestalt.

An einer solchen Kennzeichnung wäre vieles richtig. Aber sie bleibt einseitig, weil sie nur auf die raumhaften Festigkeitselemente abzielt. Gewiß muß das Schiff eines Columbus oder Nelson in seinem Spantengefüge fest sein. Aber starre Festigkeit allein schafft es noch nicht. Auch schon nicht im technischen Bereich. Erst recht nicht in der Zeitdimension der Geschichte.

Eben hier droht die Beziehung zwischen Person und Gesellschaftskörper immer wieder abzureißen. Denn nur in seinen vorgeburtlichen Phasen hat der Mensch als Individuum die Fähigkeit besessen, Gliedmaßenorgane ad hoc zu bilden, die er dann wieder abstößt. Die Nabelschnur und die ganze Amnionsphäre, in der der Nasciturus dem Zustande des Geborensens entgegenreift, hat diesen Charakter, diese Bedeutung. Ohne wesentliche Uebertreibung kann man sagen, daß alle Teile, die das Kind bei der Geburt abstößt, *Schutzorgane gegen die Mutter* sind, dazu geeignet, die selbständige Lebensrhythmik des Kindes zu gewährleisten. Sobald das Menschenkind aber geboren ist, ist es auch fertig. Wo im ferneren Leben neue Organbildungen ad hoc

erforderlich wären, muß der Mensch sich mit dem großen Surrogat der technischen Prothesen begnügen. Die Staaten und Kirchen dagegen bleiben noch sehr lange »embryonal«. Auch die Machtkirchen, die sich hierin von den Staaten nur sehr wenig unterscheiden.

Exemplifizieren wir am Beispiel der katholischen Kirche!

Wie der Vogel Phönix aus seiner eigenen Asche ist sie als sublimierte Tochterform des römischen Imperium »zur Welt gekommen«.

Als erste Phase der Bildung von Organgliedmaßen ad hoc sind die Märtyrer der revolutionären Katakombenzeit bis zu Diokletian zu erfassen. Mit tiefem historischen Instinkt legt die katholische Welt den größten Wert darauf, das verehrende Gedächtnis an diese allerersten Armeen festzuhalten.

Nach dem Siege des Christentums begannen dann die großen Ordensbildungen. 529 z. B. entsteht der Benediktinerorden auf Monte-Cassino. Es ist kein Zufall, daß die Anlage des Klosters so gern den römischen befestigten Feldlagern entsprach. Wie die römischen Heere ihre eigene Sicherheit auf den Märschen durch die Welt mit sich führten, so hielten es auch die Orden der Kirche. Dies entspricht einem tiefsten Instinkt, einem tiefsten Wissen um die Bedingungen der menschlichen Gesundheit. Der Schlaf ist heilig und muß mindestens ebenso behütet werden wie das »Vermögen«. Der Schlaf ist die regenerierende Embryonalzeit des erwachsenen Menschen. Aus dem Schlaf heraus, von der Mitternacht her geschieht die fruchtbare Arbeit. Auch der englische Begriff des »My home, my castle« gehört hierher.

Es ist von fragwürdigem Werte zu sagen, kirchliche Orden seien wie Armeen oder Flottenmannschaften, oder umgekehrt Heere und Flotten seien wie Orden. Wesentlicher ist die Feststellung, daß beide Formen, die weltliche wie auch die kirchliche, auspolarisierte Organgliedmaßen ad hoc aus dem Körper ihrer Sozialstruktur heraus sind. Sie enthalten daher auch immer ein Element der Labilität aus Einseitigkeit, aus künstlicher Not. Sie bleiben gefährdet, und ihre Wirkungszeit ist beschränkt. Mindestens bis zum Beginn des Industriezeitalters waren also nur diejenigen Mächte und Kirchen lebenskräftig und langlebig, die sehr lange »embryonal« blieben, fähig, immer alte Organgliedmaßen ad hoc wieder absterben zu lassen und durch neue zeitgemäße Gebilde zu ersetzen.

Diesem Gesetz ist auch die christliche Kirche nicht entgangen, in-

sofern sie eine Macht war und sein mußte. Scheinbar hatte sich die katholische Kirche ausgeschöpft, als sie sich unter Führung der großen theologischen Päpste vom Typus Gregor VII. gegen die deutschen Kaiser im europäischen Maßstabe durchgesetzt hatte. Wenn dies der Fall gewesen wäre, würde sie bereits im 13. Jahrhundert untergegangen sein. Denn um 1200, gerade zur Zeit des regierungsgewaltigsten unter allen Päpsten, des Juristen Innozenz III., brachen Reformationsstürme los, gegen die alle älteren Organe der Kirche versagten.

In solchen Fällen spricht man meist von Degeneration, Verfettung, gar von Fäulnis. Diese ethisch wertende Ausdrucksweise ist nicht recht zweckmäßig. Die älteren Orden hatten Gewaltiges geleistet, aber »zu ihrer Zeit«, als Organe ad hoc. Und ebenso wenig, wie die Friedericianische Armee noch den Stürmen der Napoleonischen Strategie gewachsen war, konnten Ordensbildungen aus dem 6. Jahrhundert der neuen Lage »angepaßt« geblieben sein . . . Auch die geistlichen Ritterorden konnten hier keine Verwendung finden, obgleich sie alle erst seit dem 11. Jahrhundert entstanden waren. Aber der Sinn ihrer Bildung war offenbar nur der Kampf gegen Osten, gegen den Islam und gegen Asien.

Man möchte an den Unterschied zwischen einer Flotte und einer Armee denken. Das gleiche Athen, welches unvergleichliche Flotten »erzeugte«, besser gesagt als Organgliedmaßen ad hoc aus sich herauspolarisierte, brachte nur verhältnismäßig mediokre Heere auf die Schlachtfelder. Die gleiche französische Revolution, deren Heere unvergleichlich bahnbrechend waren, hat das Flottenwesen des Ancien Régime endgültig zerrüttet. Die Katholizität des Hochmittelalters hat zwar nach Osten gegen den Islam und nach Westen gegen die Katharer Front machen können . . . aber nicht mit den gleichen Organgliedmaßen ad hoc. Die aristokratischen Ritterorden waren nur gegen den äußeren Feind der Christenheit im Osten brauchbar. Gegen die innere revolutionäre, auch schon sozialrevolutionäre Bewegung im Westen mußten *ad hoc die Bettelorden der Dominikaner und Franziskaner entstehen*. Nur so ließen sich die Volksmassen von unten her wieder auffangen und in den Schoß der Kirche zurückheben. Dabei geriet Franziskus in Gefahr, selbst als Heiland auf die revolutionäre Seite zu gelangen. Nur mit Mühe gelang es, seine fast »kommunistische« Bewegung der hierarchischen Kirchenmacht wieder anzugliedern.

Und nun bemerke man, daß, als im 16. Jahrhundert die eigentliche Reform ausbrach, Dominikaner und Franziskaner wiederum versagten. Für diesen neuen Kampf entstanden ad hoc die kampfgehaltigen Scharen der Jesuiten. Wobei dann fast selbstverständlich ist, daß Loyola geradezu als Gegenbild Calvins erscheint. Trotzdem gelang es dem Jesuitismus nicht mehr, den gleichen Erfolg zu erzielen wie den Dominikanern und Franziskanern zu ihrer Zeit.

Alle diese Feststellungen, diese Kennzeichnung der Organgliedmaßen ad hoc aus dem Körper der Staaten und Kirchen gilt streng nur bis an die Schwelle des Industriezeitalters. Gerade der amphibische Krieg unserer Epoche und die Transformationsfähigkeit der englischen und amerikanischen Friedentechnik auf Kriegsproduktionswirtschaft zeigt den Wandel ganz deutlich. Der menschliche Staat, die menschliche Gesellschaft will geboren werden. Sie verliert rasch die »embryonale« Fähigkeit zur Bildung von Organgliedmaßen ad hoc und ersetzt sie durch technische Prothesensysteme, welche die entsprechende Bedeutung haben*.

Strategisch ist dies entscheidend. Denn man kann nun nicht mehr darauf rechnen, daß Menschengruppen, die als Organgliedmaßen ad hoc aus ihrer Staats- oder Kirchenstruktur auspolariert sind, nun als endgültig festgelegt außer Betracht für »Ueberraschungen« fallen. Sie können sehr rasch in andere Prothesensysteme umgegossen werden. Dies wirkt sehr human, indem nunmehr den Menschen die *Organ-differenzierung* erst recht erspart bleibt... Dafür wächst auch die Verführung zum Kriege ganz ungemein, weil die Spielmöglichkeiten sich vervielfältigen.

Wir haben im 3. Teil betont, daß der Mensch früherer Zeiten sich noch weitgehend mit seiner (tierhaften) »Rüstung« identifizierte, wie sie sich aus seinem eigenen Leben ergab. Dies ist heutzutage nicht mehr der Fall. Der Industrialismus selbst ist eine standardisierte Weltlandschaft, mit der Grundeigenschaft, alles Leben *emporzunivellieren*.

Dem entspricht, daß die Menschheit in ihren einzelnen Gruppen jedem »Ehrgeiz« entsagt hat, auf Gedeih und Verderb mit einer be-

* Ersichtlich ist dann auch, warum Zeitstrukturen wie die Staaten im Vergleich zum Individuum so »vergeßliche« und so »undankbar« sind.

Wenn der Mensch im Verlauf seines Lebens immer wieder Gliedmaßen und Organe auswechselte, wenn er auch nur seine Zerebralzellen ersetzen und regenerieren könnte, würde sein Gedächtnis und seine Vertragstreue ganz andere Formen annehmen müssen.

stimmten Struktur der Technik und der Bewaffung *kongruent zu bleiben*, daß sie sich vielmehr, ohne weiter auf »Originalität« erpicht zu sein, einfach auf den höchsten Stand der Technik standardisieren will.

Entspricht dies auch zugleich dem Verzicht auf Treue zu den tieferen Werten? Keineswegs! Denn gerade die modernste Technik wird austauschbar unter den Menschen, sie wird stehlbar . . . aber umgekehrt proportional wird sie zur zeitbedingten, nur noch modeartig zeitbedingten Anpassungsform ad hoc . . . und sie fällt eben hierdurch wieder sehr schnell auf ihren Schrottwert zurück . . .

Die Dämonie der Technik, ihre zunächst kultur-dynamitische Wirkung kommt anderswoher:

Im Geiste eines Morse, Siemens, Edison berechtigt Patentschöpfung noch dazu, Eigentumsbildung zu beanspruchen.

Demgegenüber vollzieht sich aber eine dreistufige Verwandlung des Patentrechts, die alle menschliche Verknüpfung zwischen Idee und Erfolg zu zertrümmern droht:

1. nimmt die organisierte Laboratoriumsarbeit aller Ingenieure, Chemiker usw. in der ganzen Welt dem einzelnen Erfinder immer mehr die Möglichkeit, eine wohlabgegrenzte Schöpfung aus sich auszureifen, und dann als »Eigentum« für sich zu sichern;
2. wird auch diese Kollektivarbeit bereits wieder dadurch unterfangen, daß die praktische Erfahrung der Arbeiter und Werkmeister statistisch ausgiebt immer wieder neue Erfindungen ergibt.
3. Darunter aber ergibt sich aus dem Reifungsstadium des Weltindustrialismus eine Erscheinung, für die das Gleichnis in den »Dualsätzen« der projektiven Geometrie vorliegt.

Blaise Pascal hat im Jahr 1640 den berühmten Satz erfunden, der seinen Namen trägt. Wenn er bereits im Besitze der Poncelet-Geometrie gewesen wäre, hätte er im Echo durch einfache polare Spiegelung den Dualsatz ablesen können, den *Brianchon* erst 1806 isoliert aufgestellt hat. Diese Tatsachen aus der Geschichte der Mathematik sind, wenn man sie richtig begreift, fast unheimliche Warnungszeichen auch für die praktische Soziologie. Denn sie deuten auf eine dreidimensional unerhörte *Verdichtung in der Phasenfolge der Zeitstrukturen*. In früheren Zeiten dauerte die Durchpermutation, die Metamorphose großer Erkenntnisse bis zu ihrer technischen Realisation Hunderte, ja Tausende von Jahren. Dies hat sich völlig geändert: Wie die Raumweite sich durch Flugzeug und durch Radiowesen geradezu zu einem »Punkt« reduziert hat, so hat sich in den Zeitkategorien der Geschichte eine ganz entsprechende Verdichtung vollzogen. Diese ist zu bewältigen, wenn

wir nicht von ihr zermalmt werden wollen. Bereits 1928 habe ich den Satz aufgestellt (»Keinen Gott als nur die Menschheit«, Seite 35): Adam Barkas, der Mensch ein Blitz querweltein! Diese Querweltlichkeit bezieht sich auf die Zeitdimension der Geschichte. *Es gibt auch Dynamit in der Zeit*, und dazu muß erst die Ballistik erfunden und entwickelt werden. Dies ist eine der wesentlichsten Aufgaben der vierdimensionalen Gesellschaftslehre.

Diese Grundaufgaben der vierdimensionalen Gesellschaftslehre beziehen sich auch, und fast vor allem, auf das Wesen der *Strategie als Kunstwissenschaft vom Kriege*. Hierbei wird es immer verfehlt sein, von Theoretikern wie Clausewitz auszugehen. Vielmehr muß man sich immer an die chronischen Niederlagen der Praktiker halten, aus denen dann die nachfolgenden Theoretiker doch immer wieder unbelehrbar ihren Honig zu saugen trachten (so Thukydides aus Perikles, Clausewitz aus Napoleon I.).

Wir haben erzählt, wie das »reiche« Athen der Alkmäoniden von den »armen« spartanischen Strategen eingekreist worden ist, und zwar mit Hilfe der Perser gerade finanztechnisch . . .

Entsprechend kann man darstellen, wie der »Einkreiser« von Cannae, der wirklich große Barkide Hannibal, wiederum von den kargen Römern welthistorisch eingekreist worden ist.

So geht es in einem fort. Auch der große Hannibal-Epigone Schlieffen hat so lange in Cannae-Einkreisungsträumen geschwelgt, bis das Wilhelminische Deutschland dann 1918 selbst rettungslos und nun allerdings in der Realität eingekreist war . . .

Es ist gut, wenn Offiziersaspiranten auf ingenieurmäßige Realitäten geschult werden . . . noch weit besser wäre es aber, wenn ihr mathematisch-geometrisches »*Schauvermögen*« nicht auf die Kümmerlichkeit der euklidischen Geometrie, sondern von vorne herein auf den überlegenen Anschauungsreichtum der sphärisch-nicht-euklidischen Geometrien gelenkt werden könnte . . .

Denn: Alle mir bisher bekannt gewordenen militärisch-strategischen Erdrosselungs- und Abwürgungstheorien waren lediglich euklidisch bedingt. Das heißt strategisch, daß sie niemals einen »Rücken« hatten, niemals auch Augen und Krallen nach dem Rücken hin . . .

Um im Sinne eines Hannibal, Schlieffen einen Gegner einzukreisen, muß man sich ihm ausschließlich zuwenden. Man muß sich konzen-

trisch um ihn aufbauen . . . und eben dadurch wendet man der »Außenwelt« wiederum den Rücken zu . . .

In einer dreidimensional aufgefaßten Welt (wie sie »unendlich« zu sein vorgibt!), mag dieser Umstand irrelevant erscheinen. Niemals aber in einer abgeschlossen-sphärischen, zum mindesten bipolaren relativistischen Welt.

Das strategische Einkreisungsspiel der Mächte wider einander könnte nach Hannibal-Schlieffen ins Unendlich-Langweilige fortgehen, wenn es nur nicht die bösen, die bitterbösen Antipoden gäbe.

Vierdimensional ist es klar, so wie es bereits alle großen und opfervollen Religionsstifter gewußt haben, daß nur *der* Erfolgswille welt-historisch »durchstehen« wird, der auch schon seine relative Niederlage mit in Rechnung gestellt hat.

Und zwar ist dies eine strategisch grundlegende »Tatsache«, zu-wider jeder nur dreidimensionalen Vernunft.

Gemäß dem einfach bipolaren sphärischen Charakter des irdischen Kampfraums zwischen den Menschen, Mann und Weib, ist es unvermeidlich und unvermeidbar, daß jeder Feldherr, der den anderen über den Nordpol einzukesseln sucht, eben um deswillen schon vom Südpol her wiederum einzukesseln ist . . .

Einkreisung, Auskreisung, gegenseitiges Einkesseln, das alles sind vierdimensional gesehen nur noch Kinderspiele.

Aber weil der Mensch der geborene Experimentator ist, müssen (bis zur Ausschöpfung jeder $n!$) eben alle veralteten Möglichkeiten durchprobiert werden, bevor sie dann doch als endgültig hoffnungslos zum alten Eisen der Weltgeschichte, zum Schrott der Techno-sophie geworfen werden . . .

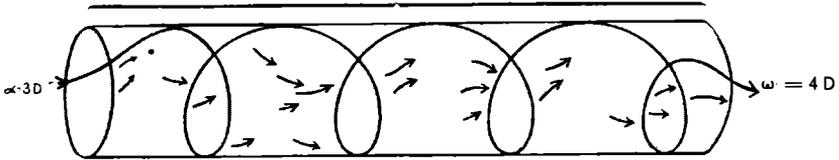
In diesem Sinne kann dann allerdings der gegenwärtige »Weltkrieg« positiv gewertet werden. Denn er ist und bleibt das größte Laborationsexperiment der Menschheit wider sich selbst.

Man kann sagen, daß durch diesen gegenwärtigen Krieg der Welt-industrialismus insgesamt sich völlig auswirkt wie eine einheitliche Uebermaschine, deren Tätigkeit und Wirkung man sehr genau defi-nieren kann.

Dieser Weltkrieg ab 1937 . . . 1939 . . . als Gesamtvorgang läßt sich durch folgende Figur darstellen:

Historische Strecke

Genetisch bedingte Länge



Verlauf des Weltkrieges

Zeit — Raum — Länge = Phasenübergang $\alpha \rightarrow \omega$

Die »Strecke« $\alpha \rightarrow \omega$ ist die historische Strecke.

Diese Strecke ist nicht in Jahren angegeben, und zwar nicht nur deshalb, weil dieser gegenwärtige Krieg noch nicht zu Ende gegangen ist, so daß man seine Dauer noch nicht anzugeben vermag.

Der Grund ist ein anderer.

Die Strecke $\alpha \rightarrow \omega$ ist überhaupt nicht als »historische« Zeitstrecke im bisherigen Sinne gemeint. Denken wir uns die »Röhre« $\alpha \rightarrow \omega$ zunächst als eine Maschine bisheriger Art, als eine Kaffeemühle, oder als eine Fleischmaschine, so werden die Kaffeebohnen, oder aber die Fleischstücke bei α hineingesteckt werden, um dann bei ω in »verarbeitetem« Zustande wieder zum Vorschein zu kommen.

Für die obige historische Strecke $\alpha \rightarrow \omega$ soll nun gelten, daß, vermöge der raum-zeitlichen Endlichkeit des historischen Kampfraums strategischer Art, alle Völker, Mächte und Kirchen sich bei α in einen entscheidenden Krisenzustand künstlicher Allnot hineingepreßt haben, um bei ω in einem anderen Zustand wieder zum Vorschein zu kommen . . . Und zwar sollen, nach der These dieses Buches, die beiden Zustände α und ω sich zu einander verhalten wie $3D$ zu $4D$. Das heißt, daß der Krieg in seiner Länge oder Dauer nicht sowohl durch Sieg oder Niederlage der einen Partei als durch Formsteigerung aller beteiligten Völker und Mächte von $3D$ nach $4D$ in seiner Dauer bestimmt wird. Annähernd so wie die Verpuppungsdauer eines Elefantembryo nicht durch Frühling oder Sommer, sondern durch die auto-morph-mühselige Phasendauer dieser schweren Säuger bestimmt wird.

Hierbei ist der Gesellschaftszustand der Vierdimensionalität durchaus nicht mystisch in seinen Definitionen vorgesehen. Vielmehr sollen

sich alle hierhergehörigen Definitionen lediglich auf technisch »greifbare« Errungenschaften, Leistungen und Zustände beziehen.

Nach allem, was in diesem Buche gesagt ist und noch gesagt werden wird, kann man die Vierdimensionalität ganz allgemein als die elektrifizierende *Heliotisierung* der menschlichen Beziehungswelt bezeichnen.

...

Vielleicht bildet das gerade den tiefsten Unterschied zwischen Aesthetik und Ethik, daß die Aesthetik die Not annimmt, um in ihrer tragischen Darstellung zu schwelgen, während die Ethik die Not zwar wahrnimmt, aber im gleichen Sinne überwinden möchte wie die Schuld.

V.

ZUR TECHNISIERUNG DER SOZIALEN ETHIK

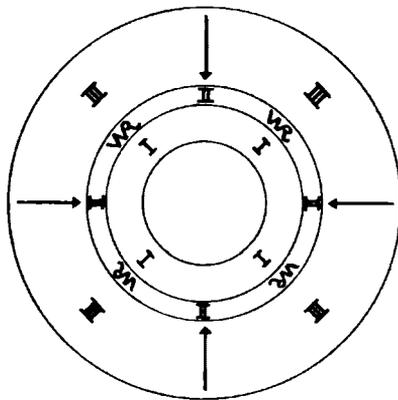
Die Auspolarisationen bedingen Komplementaritätshunger. — Die sich daraus ergebenden »Adoptionen« erzeugen Binnennot. — Nomadismus und Bauerntum haben schon die sich aus solchen Machtadoptionen (Kapital- und Eigentumsbildung im urwüchsigsten Sinne) ergebenden Probleme g e n e t o k r a t i s c h e r E t h i k gelöst. — In diesem Sinne bedeutete dann der Industrialismus einen Rückfall auf den Parasitismus primitiver Jäger, da der Technizismus von »Quellen« zehrt (z. B. von der Sonnen-Energie), deren Entstehungsbedingungen er nicht beherrscht und nicht pfleglich reguliert. — Die kosmo-technische Adoptionswelle unseres 20. Jahrhunderts läuft geradezu auf eine »Liquidierung«, auf ein Hereinschöpfen der gesamten astrophysikalischen Natur hinaus. — Dies bedingt grundsätzliche Revidierung und Technisierung der sozialen Ethik. — Das Problem der sozialen Ethik vorerst als Problem des »Geldes«. — Das »Geld« wiederum als Funktion der Stilstufe. — Die Frühzeit der agonal-eigenzeitlichen Mächte. — Ihre Beziehung zu den noch warenmäßig »zwecklosen« Wachstumswerten. — Das eigentliche Geld des euklidisch-gregorianischen Warenzeitalters. — Fiasko der großen weltwirtschaftlichen Gleichung: Produktion = Konsum im Warenzeitalter. — Relativistische »Wiederkunft« der Wert-Tausch-Probleme, wie sie sich im Lebendigen aus dem Primat der eigenzeitlichen Wachstumswerte ergeben. — »Schenken« und »Verschwenden« als weltwirtschaftliches Regulativ.

Im vierten Teil hat sich ergeben, wie die Auspolarisation von Poleis und industriellen Gruppen von Organen und Gliedmaßen ad hoc zu Zuständen künstlicher Not führen mußte, die dann wiederum zwangsläufig zu einem ganz allgemeinen »Imperialismus« hinüberleitete, indem in den auspolarisierten Zonen ein Kompensationshunger entsteht, den man nur durch Eroberungen befriedigen kann.

Was aber bedeutet dann und in diesem Sinne das Wort Eroberung? Wenn die Römer im einen gleichen Jahre 146 vor Christi Geburt die beiden mit Rom konkurrierenden Großhandelsstädte Karthago und Korinth erstürmten und dem Erdboden gleich machten, war das auch eine Eroberung, aber nur der Ausdruck der Feindseligkeit, des Konkurrenzneides gegen Staatsgestalten gleicher Auspolarisation. Diejenige Art von Eroberung dagegen, die sich in der Soziologie und Geschichte aus dem Komplementaritätsbedürfnis der Gestalten ergibt, finden wir seit ältester Zeit im Nomadismus und vor allen Dingen im Bauerntum. Man kann sagen, der Mensch habe das Rind und das Pferd, den Hund und die Hühnervölker, den Jagdfalken, das

Kamel, die Fruchtbäume, das Korn, Blumen und Bienen erobert und verklavt, nicht um sie zu vernichten, sondern um sie als sein Eigentum zu handhaben und um sich von ihnen im tiefsten und weitesten Sinne komplementär »bedienen« zu lassen.

Wichtig ist nun, daß diese Art Eroberung, besser gesagt diese Art Machtadoption zwar dahin strebt, die Gesamtheit der künstlichen Not, die in der Hierarchie des Lebens durch Auspolarisation der Gestalten entsteht, komplementär wieder auszugleichen. Sie hebt aber nicht ohne weiteres die Notelemente auf, die den Menschen im Kosmos von außen her bedrängen, sondern verwandelt nur die *Fremdnot* durch Herüberschöpfen der außenstehenden Wesen und Kräfte in den Bereich des Menschen in *Binnennot*.



- I. Zeit-Dimension der »Vergangenheit«. »Diesseits«-Elemente. Bereits »adoptiert«. Binnen-Not.
- II. Heisenberg-Turel'sche relativistisch-reziproke »Gegenwarts«-Schicht.
- III. Zeit-Dimension der »Zukunft«. »Jenseits«-Elemente der »Fremd«-Not.

An dieser Figur ist entscheidend die zweite Zone, die wir Gegenwarts-»Grenze«.

Die Zone 1 entspricht der Schichtung der geologischen Ablagerungen, auf denen wir stehen, die Zone 3, rückprallend von der Konstantengrenze $c = \lambda \cdot \nu$, entspricht der Gesamtheit aller Tiere und Pflanzen, auch Bazillen und Vira und aller Naturkräfte, deren »Adoption« durch den Kosmo-Industrialismus in vollem Gange ist.

Sodann ist klar, daß solche soziologische Adoptionen durchaus nicht das Vorrecht des Menschen sind. Schon bei den großen Insektenvölkern, den Ameisen und Termiten, haben wir zumindestens die Machtadoption von Vieh, zum Beispiel in der Gestalt von Zuckerläusen, und Hack- und Gartenbau in Form der Anlage von Pilzgärten.

Seit unvordenklichen Zeiten hat der Mensch im Zusammenhang

mit seiner autothermen Feuerbeherrschung diese Machtadoption entwickelt und ausgedehnt und zwar nicht nur im Bauerntum, sondern auch im Nomadismus.

Wodurch unterscheiden sich primitive Jäger von der Genetokratie des Bauerntums und des Nomadismus?

Der primitive Jäger ist durch Erfahrung und durch inneres Gefühl darüber im klaren, daß auch die tüchtigste Frau und der gewaltigste Held überaltern, und daß mit ihnen der Stamm aussterben müßte, wenn nicht die Familie die Last der Nestbildung auf sich nimmt, indem sie entscheidende »Kredite« in die Zukunft hineingibt und für die Neuentstehung, für das embryonale Wachstum einer neuen Generation Sorge trägt. Der primitive Jäger ist aber noch nicht imstande, wie der Nomadismus und wie das Bauerntum, dieses grundlegende genetokratische Prinzip auch auf die Tiere und auf die Pflanzen zu übertragen.

Diese welthistorisch entscheidende Erweiterung des Prinzips der hegenden Familie und der genetokratisch schöpferischen Nestbildung ist erst vom Nomaden und vom Bauerntum vollzogen worden. Das Bauerntum hat den Begriff der Familie, der Mutterschaft machtvoll erweitert auf all diejenigen Tiere und all diejenigen Pflanzen, aus denen sich der biologische Kreislauf seiner Welt aufbaut. Das heißt, das voll entwickelte System genetokratischen Bauerntums läßt es nicht darauf ankommen, daß die wilden Bäume irgendwelche Früchte und Knollen erzeugen, von denen es dann leben kann, wie alle Tiere letzten Endes vom Pflanzenwuchs leben. Der Bauer läßt es nicht darauf ankommen, daß es ihm schon »irgendwie« immer von neuem gelingen wird, von wilden Tierherden, deren Zucht, deren Geschichtsstrom, deren Wachstum er nicht beherrscht, einzelne Exemplare zu seinem notwendigen Verbrauch zu töten, vielmehr gelingt ihm die auch für uns grundlegende Leistung, Pflanzenarten wie das Korn, wie Obstbäume, wie das Gemüse, und Tierarten, wie Pferd und Rind, Schaf und Ziege, Tauben und Hühner durch eine ungeheuerliche Erweiterung in den Grenzssetzungen der Familie und der Mutterschaftlichkeit kurzerhand in seine genetokratische Hut zu übernehmen, so daß er von nun an als Züchter, Erzieher und Hüter nicht nur für seine Kinder, sondern für die Gesamtheit der Pflanzen und Tiere die Verantwortung trägt, in deren Kreislauf sich künftig sein genetokratisch bäuerliches Dasein vollzieht.

Ausdrücklich muß betont werden, daß der Nomadismus sich in dieser Beziehung von der Genetokratie des Bauerntums viel weniger unterscheidet, als man gemeinhin annimmt, wenn man dem Bauerntum die seßhafte Passivität und dem Nomadismus die aggressive Beweglichkeit zuschreibt. Die Nomadenscharen, die auf Pferden und Kamelen, auf diesen Schiffen der Wüste, wie Wikingerschwärme über die Steppen der Kontinente manövrieren, unterscheiden sich in ihrem genetokratischen System vom Bauerntum nur darin, daß die Dominanz bei ihnen nicht wie beim Bauern auf die Flora, sondern auf die Fauna gelegt ist. In ihren Kamelstuten und in ihren Pferdestuten führen solche Völker ebenso wie in ihren Schafherden, Ziegenherden das genetokratische Milch- und Käsereservoir mit, welches für sie dasselbe bedeutet wie das verwurzelte Kornfeld oder Rübenfeld, wie der verwurzelte Weinberg für den Bauern*.

Genetokratie heißt also: eine gewaltig gesteigerte Form der Familie, die nicht nur die Verantwortung übernimmt für die Nachentstehung des Menschen selbst als Geschichtsträger in unserem Zeitstrom, sondern auch für das Nachwachsen des Tieres als Motor und der Pflanze als Nahrungsquelle. So hat sich bereits seit Zehntausenden von Jahren in der Menschheit die erste große Form der Wirtschaftsautarkie nicht nur, sondern der Genetokratie bäuerlicher Art und nomadistischer Art in scheinbarem Kampfgegensatz zueinander entwickelt. Man darf ein so hohes Loblied auf Bauernreiche wie China, Rußland in früherer Zeit, nicht anstimmen, ohne zu betonen, daß diese gewaltige Leistung einer genetokratisch entscheidenden Erweiterung des Familienbereichs selbstverständlich auch sehr große Nachteile nach sich zieht. Es ist nicht schwer, nachzuweisen, daß das Bauerntum gegenüber den primitiven Jägern gewisse Entartungen zeigen muß. Desgleichen sind alle Tiere und Pflanzen, die das Bauerntum in seine familienmäßige Genetokratie eingefangen hat, prinzipiell als entartet zu betrachten gegenüber den entsprechenden Tierarten in ihrer »wilden« Selbständigkeit und Eigenverfassung. Kein Tier und keine Pflanze, kein wilder Hund, Kirschbaum oder Löwe kann in die genetokratische Zucht

* Zeitraffer-Aufnahmen von Pflanzenwuchs und Zeitlupen-Aufnahmen von Tierbewegungen erweisen, daß die Pflanzen wachsen, als ob sie sich bewegten; die Tiere dagegen bewegen sich, als ob sie wüchsen. Diese Konvergenz ist relativistisch bedeutsam. Hinter ihr steckt eine Lebenskonstante, welche die »Geometrie der Bewegung« und die »Arithmetik des Wachstums« (durch Zellenverdopplung) dual bindet.

des Menschen unterschlüpfen, ohne bestimmte Freiheitsgrade und bestimmte Werte seiner Struktur zu verlieren. Das Korn ist entartet gegenüber den Gräsern, von denen es abstammt, die Obstbäume mit der plumpen Hypertrophie ihres Fruchtfleisches sind in gewissem Sinne entartet gegenüber den entsprechenden wilden Formen; vollends ist ein gutes Leghuhn und eine gute Milchkuh völlig entartet gegenüber einem entsprechenden Wesen im Eigenstand seiner Art. Es ist ein romantischer Irrtum des Großstädtlers, beim Anblick eines Bauernhofes in Rührung zu zerfließen, als sei hier im Gegensatz zu den Industriezentren die unverfälschte Natur zu sehen und zu genießen. Vom einfachsten Tier bis zu den kompliziertesten Zuchtergebnissen, vom Radieschen bis zu gefüllten Nelken ist nichts an einem Bauernhof urtümlich. Alle Formen sind in ihren Nestbildungen restlos vom Menschen wie in einem Naturschutzpark eingefangen und weitgehend deformiert.

Die autotherme Landschaft, in welche Tier und Pflanze in Gärten, Treibhäusern, Stallungen aufgenommen werden, wirkt, wie es scheint, auf diese Wesen stärker ein als auf den Menschen selbst und schon daraus ergibt sich, daß die Pflege und Erhaltung dieser ganzen adoptierten Lebenszone auch Elemente der Binnennot erzeugt. Schon deswegen, weil Bauerntum und Nomadismus die eingefangenen und machtmäßig adoptierten Gestalten nicht »still legen« können, vielmehr die genetokratische Lebendigkeit sowohl der Pflanzen als auch der Tiere erhalten mußten.

Um die kommende Kritik des Industrialismus bis zu seiner heutigen entscheidenden Krise vorzubereiten, muß man voll erfassen, daß das Prinzip der genetokratischen Machtadoption die Eigenzeitlichkeit der adoptierten Wesen wahren muß und daß alle Elemente wie Milch, Eier, Früchte, auch die Seide, nicht als Ware entstanden sind, sondern lediglich aus der Eigenentfaltung der betreffenden »Erzeuger«.

Prüft man den geschichtlichen Uebergang der Menschheit zur Städtebildung, etwa ab 8000 v. Chr. Geburt, so gewahrt man, daß bei diesen Leistungen des Menschen, diesen »Schöpfungen«* an Ad-

* Man beachte die tiefe Zweideutigkeit der Worte »Schöpfung« und »schöpfen«. Man schöpft aus einer Quelle, aber in dem Sinne, wie wir das Wort Schöpfung gebrauchen, sollte man eigentlich imstande sein, die Quelle selbst zu »schöpfen«, das heißt Wasser zu erschaffen. Dem Wort erzeugen haftet die gleiche Doppelsinnigkeit an.

optionskraft gegenüber der Natur, gegenüber der 3. Zone in unserer Figur, erstaunlich wenig hinzugekommen ist. Auch nicht in der Technik, denn wenn man die Entwicklung der Segelfahrt als Adoption der Windkräfte auffassen kann, so ist sie offenbar von der Entwicklung der Städte so gut wie ganz unabhängig. Es scheint, daß sogar in der Metallurgie, im Werkzeugwesen überhaupt, die Poleis fast nichts hinzugefügt haben.

Wenn Adoptionen, Herüberschöpfungen aus dem Bereich 3 in den Bereich 1 Binnennot schaffen, so hätte die Entfaltung des Poliswesens vom Beginn der Vorantike bis ins 18. Jahrhundert nach Christi Geburt in diesem Sinne auch keine neuen Elemente der Binnennot geschaffen. Und für die technische Bewältigung ethischer, das heißt morphologischer Gleichgewichtsprobleme gegenüber den adoptierten und eben dadurch in Eigentum verwandelte Wesen, hätten sich keine neu zu lösenden Probleme gestellt.

Erst das Industriezeitalter, das gewaltige »Erobererzeitalter« im 19. Jahrhundert bringt nach der Expansion im Zeitalter der »Entdeckungen« zwischen 1500 und 1800 eine mächtige Welle von *Adoptionsimperialismus*, und zwar einmal durch Adoption der Dampfkkräfte und zum Teil schon der Elektrizität, zugleich aber auch durch Adoption der gesamten Mikrowelt.

Während bis dahin die dynamische Energie zum Rudern der Galeeren, zum Schleppen der Wagen, zur Herstellung von Handelswerten und Waren, immer nur vom Körper des Menschen und der Tiere, sodann auch vom Holz der gleichzeitig lebenden und wachsenden Bäume abgeleitet worden war, begann man im größten Maßstab die *ganze Erdgeschichte zu mobilisieren*, um aus Kohle und Oel, aus *indirekten* Gefällen der Sonnenenergie Maschinen anzutreiben, die dadurch vom Lebensrhythmus von Tier und Pflanze unabhängig wurden.

Hier ist der entscheidende Punkt. Als zur Zeit des frühen Marxismus in den ersten Dezennien des 19. Jahrhunderts einerseits das Proletariat en masse aus den Bauernbevölkerungen »ausgesiedelt« wurde, andererseits dieses fast panikartige Einstürzen der Landbevölkerungen in die Industriestädte sofort zu Stauungen führte, die sich in Maschinenstürmerei ausdrückten, war es für die Technoklasten* damali-

* Es ist gut von Technoklasie zu sprechen, denn dieses Wort erinnert an Ikonoklasie und gemahnt uns also daran, daß der Uebergang der Menschheit zum Industrialismus eine Religionsbildung größten und tiefsten Ausmaßes bedeutet.

ger Zeit unmöglich, die Lage klar zu erkennen. Sie zerschlugen die Maschinen, meinten aber im Grunde ganz andere Gefahren, ganz andere Gefährdungen des komplementären Gleichgewichts in der Struktur des sozialen Körpers. Trotz seiner scheinbaren ungeheuren Ueberlegenheit über die Genetokratie des Bauerntums und des Nomadismus leidet der Industrialismus an einem entscheidenden Rückstand gegenüber den Bauernreichen und den Nomadenstaaten der versinkenden Menschheitsepoche. Nachdem wir das Wesen der Genetokratie gekennzeichnet haben als die züchterische und gärtnerische Beherrschung der Entstehung und des Wachstums der wertespendenden Gestalten, können wir nunmehr daran gehen, auseinanderzusetzen, inwiefern der Industrialismus, die Technik und die Mechanik, wie sie bis zum Weltkriege gewesen sind, eine genetokratische Stufe ihrer Entwicklung noch keineswegs erreicht haben, vielmehr im Zustande primitiver Jägervölker verharren mußten.

Alle großen modernen Technokratien wie England, das wilhelminische Deutschland, mußten erkaufte werden durch den Verlust der vorhergehenden bäuerlichen genetokratischen Herrschaft. Allerdings ist es richtig, daß z. B. der englische Industrialismus die Kohle und das Eisen, in deren Reichtum er wurzelt, aus der gleichen Insel schöpft, aus der auch das mittelalterliche England das Wachstum seines Kornes, seiner Schafherden gezogen hatte. Dennoch ist aber das Verhältnis des Menschen zur gleichen Landschaft entscheidend verschoben. Denn es ist der reine Zufall, daß z. B. in England der gleiche Boden, welcher geeignet war, eine bäuerliche Genetokratie zu tragen, in seinem geologischen Untergrund auch die Rohstoffe und Kraftquellen beherbergte, aus denen der Industrialismus parasitär schöpft. Als Gegenbeispiel kann man Italien und die japanischen Inseln anführen, welche außerordentlich geeignet waren, eine bäuerliche Genetokratie zu tragen, die aber zu versagen scheinen, wenn es darauf ankommt, ein modernes Industriereich den Urstoffen nach aus dieser Landschaft zu speisen. Nur aus dem Grunde, weil U.S.A., England und U.S.S.R., China, Frankreich und Deutschland in ihren Kontinentalschollen reich sind an Eisen und Kohle und an anderen unentbehrlichen Elementen des Industrialismus, können sie autarkisch ein Reich industrieller Produktivität aus sich gebären und geysierartig nach allen Seiten aus sich ergießen. Aber alle diese Industriemächte stehen völlig parasitär zu ihren Rohstoff- und Kraftquellen.

Um die Verwandtschaft des Industrialismus bisheriger Art mit primitiven Jägern voll zu erfassen, vergegenwärtige man sich z. B. den Goldrausch, wie er sich in Klondike, in Australien und anderswo vollzogen hat. Irgendwo in der Welt entdeckt ein Kundschafter einen Schatz, eine gewaltige Wertlagerung, und nun stürzen sich die Menschen in wildem Wettbewerb auf diesen Fund, ohne das geringste zu seiner Entstehung beigetragen zu haben, ganz so, wie bei primitiven Jägern eine Bisonherde parasitären Reichtum bedeutet, Fleisch und Schwelgerei . . . Allerdings nur solange, als sie nicht abgeschlachtet ist oder solange sie nicht das Weite sucht und das betreffende Jägervolk entweder in Bedürftigkeit zurückläßt oder aber hinter sich herzieht.

Auch diese Ueberlegungen sind nicht völlig neu. Die Unterlegenheit der Technokratie jeder bisherigen Form des Industrialismus gegenüber der Genetokratie des großen Bauerntums drückt sich in unserer Wirtschaftsphilosophie aus in den Sorgen, welche begabte Wirtschaftstheoretiker sich über künftige Erschöpfung der Kohlenfelder, der Oelfelder, der Eisenfelder und Goldfelder machen. Eine diesem entsprechende Sorge wird sich der Bauer niemals machen. Dieser Typus der Sorge entspricht dem parasitärischen Jägerbewußtsein. Der Bauer, der bäuerliche Genetokrat weiß aus tiefer und langer Erfahrung, wieviel Korn aus der Ernte er zur neuen Aussaat einbehalten muß.

Diese genetokratische Beherrschung seines Lebensreiches erkaufte der Bauer allerdings durch eine strenge Beschränkung auf ganz bestimmte Gebiete und Spannweiten in Raum und Zeit. Um die Genetokratie in künftig zureichender Form darzustellen, müssen wir die Gesamtwelt der urwüchsigen wertespendenden Gestalten in mindestens drei Schichten aufgliedern. In Zeitriesen, in Mittelzeiter und in Zeitzwerg.

Die züchterische Tätigkeit der bäuerlichen und der nomadisierenden Genetokratien hat sich immer nur auf das Gebiet der Mittelzeiter beschränkt, das heißt auf den Formwandel, auf die Zeitdauer und Erbfolge derjenigen lebendigen Wesen, die uns sinnfällig lebendig werden können.

Diese Beschränkung ist für die künftigen Formen des Industrialismus nicht mehr durchführbar, denn der Industrialismus versucht die Gestalten mittlerer Lebenszeit beiseite zu schieben und an lauter Zeitriesen wie Sonne und Erde anzuknüpfen.

Wenn das Bauerntum der Phase 3, der Zone 3 in unsere Figur entsprechend gesetzt wird, der Industrialismus als Landschaft dagegen der Zone 1, so kann man das Bauerntum als Jenseits auffassen, das noch nicht in den industriellen Binnenbereich der Menschheit hereinkadoptiert ist, und dann ist der Prozentsatz von Bauerntum und Industrieproletariat von größter Bedeutung. Um 1851, zur Zeit der ersten Weltausstellung in London, war möglicherweise kaum ein einziges Land, nämlich England, und kaum ein bis zwei Prozent der Menschheit in die kosmische Landschaft des Industrialismus hereinkadoptiert.

Heutzutage hat sich das Verhältnis gänzlich gewandelt. *Die bolschewistische Revolution allein bedeutet die Bekehrung eines Drittels der Menschheit zur Religion des Kosmo-Industrialismus.* Die Gleichgewichtsmängel, der Mangel an Komplementarität, der dem bisherigen Industrialismus innewohnt, muß sich also völlig anders auswirken als selbst noch am Ende des 19. Jahrhunderts in der Auswanderungszeit nach den U.S.A. und nach den anderen außereuropäischen Kontinenten.

Diese Verschärfung der Lage gilt umsomehr, als der Industrialismus nicht etwa wie zum Beispiel Spengler wollte, schon am Vergreifen ist und am Ende seiner Entfaltung, vielmehr erst in seinen welthistorischen Flegeljahren . . . und nicht nur in seinen welthistorischen Flegeljahren, sondern erst im Phasenübergang vom autothermen Zeitalter zum relativistischen Zeitalter eines eigentlichen Kosmo-Industrialismus.

Die Adoptionsgewalt unserer Epoche ist vom Standpunkte des 19. Jahrhunderts ungeheuerlich und geradezu beängstigend, aber der ist ein romantischer Schädling, der aus Scheu vor der Ueberschreitung dieser Schwelle, dieser unvermeidbaren Schwelle, sich etwa auf die Genetokratie des Bauerntums zurückziehen möchte. Das Bauerntum aller Art kann kein Refugium mehr bedeuten, denn auch die Städte und die Industriemetropolen sind in eine Krise eingetreten, und indem sie sich auflösen, überfluten sie wiederum wie gewaltige römische Brunnen die Landschaft, aus der sie dereinst durch Auspolarisation und Gegensatzbildung entstanden waren.

Was gegenwärtig an Machtadoption durch den Menschen vor sich geht, läuft geradezu auf die Liquidierung des Jenseitsbegriffes hinaus,

auf die Herüberschöpfung aller denkbaren Wesen und Naturkräfte über die Reziprozitätsgrenze der »Gegenwart«:

Adoptiert werden prinzipiell alle Tiere, alle Pflanzen, alle Bakterien, alle Vira; sie werden in das Gebiet der technisierten Ethik, des kosmo-industrialistischen Diesseits herübergenommen, und es ist zu erwarten, daß in der pantemperierten, industrialisierten Landschaft kommender Zeit auch alle gene- und biorhythmisch bestimmenden Hormone gezähmt werden, woraus sich eine viel höhere Freiheit der biologischen und physiologischen Eigenzeitlichkeit ergeben muß.

Adoptiert werden prinzipiell alle denkbaren Naturkräfte, nicht nur alles, was zur Thermodynamik gehört. Der Begriff der Wärme und der Kälte ist zunächst noch allzu anthropomorph bedingt, noch allzusehr mesokosmisch begrenzt. Wir werden einsehen müssen, daß unsere Temperatur in der Anwendung auf heliotische Systeme, auf Makrokosmos und Mikrokosmos im Grunde unbrauchbar geworden sind. Sie müssen durch ein relativistisches Maßsystem aus der Konstantengeometrie ersetzt werden.

Daß eine derartig gewaltige Hereinadoption des gesamten Jenseits ins Diesseits entsprechende Verpflichtungen setzt und Probleme stellt, die auf dem Gebiet der soziologischen Ethik und der Außenpolitik zu lösen sind, ist selbstverständlich. Bezeichnen wir nun die Lösung aller Probleme des Gleichgewichts und der Komplementarität, die sich aus der Beziehung und aus der Spannung des Menschenbereichs zur noch unadoptierten Außennatur als religiöse Jenseitsethik, dagegen die entsprechende Lösung der Komplementaritätsprobleme zwischen bereits ins Diesseits herüber adoptierten, herüber geschöpften Wesenheiten als *technisierte Ethik*, so kann man in einer Epoche, welche Wohltätigkeit, Alterssicherung, *Wertschätzung* überhaupt kaum noch anders auszudrücken vermag, als in den Maßgrößen des Geldes* wohl nur von einer Analyse des Geldes ausgehen.

Dabei schwebt uns nicht der Satz vor Augen, den das Pariser Parlament am Ausgang des 100jährigen Krieges aufstellte: »Numisma est mensura omnium rerum«, auch nicht die pseudo-ethische, im Grunde Rousseausche Phrase Proudhons: »La propriété, c'est le vol.« Geld ist noch kein Eigentum im tieferen Sinne, im urtümlichen Sinne, auch

* Wobei sich selbst bei weitverbreiteten Inflationen im Weltmaßstabe immer entsprechend komplementäre »Edelvaluten« einstellen werden. Auch sind die großen »Rochaden« des Reichtums zu berücksichtigen.

kein »Kapital« nach der Definition der grundlegenden Adoptionsysteme, die wir in den vorhergehenden Abschnitten gegeben haben.

Die Schöpfung des Geldes ist viel jüngeren »Datums«. Wo der Kauf den Mord und den Raub ersetzt hat, bedeutete seine Einführung sogar eine wesentliche Humanisierung des struggle for life zwischen den Menschen. Geld soll uns nichts weiter bedeuten als (selbst der Grenzfall einer Ware oder eines Waren-»Werts«) ein Mittel und ein Maß, um Waren gegeneinander auszutauschen . . . zunächst *nur* Waren.

Was aber sind Waren?

Der merkantil geartete Mensch, wie unsere Zeit ihn erzieht und beinahe züchtet, wird unbesehen antworten: Ware ist, was Wert, Verkaufs-, Gebrauchs- und Absatzwert hat. Alle Werte sind Waren. Was keine Ware zu sein vermag, hat keinen Wert!

Diese Antwort wäre brutal, aber sie wäre nicht schlecht. Wertschätzung ist augenblicklich noch nur Geldeinschätzung. Und Geldeinschätzung läßt sich nur auf Waren anwenden, das heißt auf *ad hoc* erzeugte »Werte«.

Diese industriell-technische Fähigkeit des Menschen, »Werte« *ad hoc* (also zum Verkauf) zu erzeugen, ist aber eine verhältnismäßig sehr junge Errungenschaft.

Eines Abends, vor Jahrzehnten, begann ein mir befreundeter Ingenieur in einem Anfall von guter Laune auf unsere liebe Mutter Sonne zu schmähen, an ihrer Anlage herumzumäkeln. Er sagte, es sei ein Skandal, wie unrationell unser Zentralgestirn angelegt sei. Wozu diese Verschwendung von Licht- und Energiekatarakten nach allen Seiten ins leere Weltall hinaus? Richtig wäre ein Kranz von gigantischen Scheinwerfern, die nur auf den Mond, auf die Erde und auf die anderen Planeten eingestellt sein müßten. So würde jeder Konstrukteur vorgegangen sein, schon aus den einfachsten Rentabilitäts-erwägungen . . . aber die Mutter Natur! . . .

Dieser Scherz geht wirtschaftsanalytisch sehr tief, denn auch auf Erden haben es bis vor wenigen Jahrtausenden nicht nur die Pflanzen und die Tiere, sondern auch die Menschen noch ebenso gehalten wie ihre liebe Mutter, die Sonne. Der seidenspinnende Schmetterling schlüpft aus seiner Chrysalide und läßt sie achtlos hängen. Stehle sie, wer will. Dem Schaf wächst die Wolle und es läßt sie fahren, ohne an ihren Warenwert zu denken. So wächst auch das Holz im Stamme. Der Hirsch »verschenkt« sein abgeworfenes Geweih in die »Natur«.

Kommt dieses Gebilde nun irgend einem anderen Wesen »zugute«? Den Hirsch hat, wie er keine »Ware« auf dem Kopf zu tragen glaubte, so auch keine derartige Ueberlegung veranlaßt, sich seines »Kopfschmuckes« zu entledigen . . . Diese Darlegungen halte man nicht für eine Paraphrase zu Matthäus 6, 25—31. Wir sagen nicht: »Sehet die Lilien auf dem Felde, wie sie wachsen. Sie arbeiten nicht, auch spinnen sie nicht. Ich (aber) sage euch, daß auch Salomo in all seiner Herrlichkeit nicht bekleidet gewesen ist, als derselbigen Eins.« Unser Sinn ist ein wesentlich anderer: Es ist ein bloßer Zufall, daß die Lilien dem Menschen schön vorkommen. Den Bienen gefallen andere Blumen weit besser. Alle Pflanzen und alle Tiere . . . auch alle Menschen produzieren *Abfallwerte* aus dem eigenzeitlichen Strukturwandel ihrer Gestalt. Es ist nur Zufall, daß in seltenen Ausnahmen eines dieser Wesen ein »Etwas« abstößt, das dem Menschen Wert bedeutet und zur Ware werden kann. So nämlich, daß der Mensch den hochgeformten »Stoff« an sich bringt, verbraucht oder tunlichst teuer an andere Menschen weiter zu »verkaufen« sucht. Aber dies ist noch kein Warenhandel in «unserem» modernen Sinne. Und eben deshalb hat es auch in jener frühen Zeit auch noch kein Geld als neutrales Maß der Werte im Warentausch gegeben.

Der nächste Schritt geschah dann so, daß der Mensch, Nomade oder Bauer, die Pflanzen und Tiere zu »adoptieren« begann, die ihm »Werte« lieferten und sie nun auf eine Hypertrophie der ihm genehmen Wachstumsleistungen hin züchtete. Wolle, Milch, Früchte, Korn, auch Perlen, Holz, Trauben, die so produziert werden, sind schon eher Ware. Auch deshalb, weil die Produktion des betreffenden Bauern bewußt den Selbstverbrauch übersteigt. Aber mag ein solcher Bauer auch habgierig und geizig sein, das »Geld« hat für ihn doch noch eine ganz andere Bedeutung als für die Stufe der eigentlichen Warenproduktion ad hoc. Darum steht der Bauer dem Kapitalismus so feindselig-machtlos gegenüber.

Wiederum ist dann der Produzent von Waren ad hoc den »zwecklosen«, eigenzeitlichen Wachstumswerten geradezu feindselig. Jede Leistung »ins Leere«, die nicht einmal »Aussicht« hat, konjunkturmäßig Absatz zu finden, erscheint ihm sinnlos. Für ihn ist wirklich das Wort: »Numisma est mensura omnium rerum« geltend.

Das Geld als Koordinatensystem der Warenwerte. Und zwar in tiefem Parallelismus, vielleicht sogar im Funktionsverhältnis zur maxi-

malen Synchronisation der Staatseigenzeiten im olympiadisch-römisch-gregorianischen Zeitkoordinatensystem. Die Londoner Bank war weitgehend das Greenwich der Weltwährungen im ganzen 19. Jahrhundert. Und das um das Pfund als »Zentrum« gravitierende »Geld-System bezog sich nur auf die »Ware«, nicht auf die Weltmannigfaltigkeit der eigenzeitlich gewachsenen Werte. Nur insofern diese sich auch dem Geld-Waren-System anschmiegen, eingliedern konnten, wurden sie überhaupt bemerklich*.

Aber auch da, wo die eigenzeitlichen Wachstumswerte bemerklich wurden, blieben sie in der Kulmination des Geld-Waren-Systems Stiefkinder der Wirtschaft. Eins der allergrößten Buchhandelszentren der Welt, Leipzig, setzte 1913 70 Millionen Bücher für rund 100 Millionen RM um und beschäftigte dabei über 20 000 Arbeitskräfte. Was bedeutet das, verglichen mit den Milliardenumsätzen der Industrie im eigentlichen Sinne**, wo auch Millionenarmeen von Proletariern zu einer neuen »Rasse« unter den Menschen herangebildet wurden?

So schien, bis zum großen amerikanischen Krach von 1929 das System der Warenproduktion ad hoc völlig obgesiegt zu haben und die Problematik der eigenzeitlichen Wachstumswerte schien nur noch der Paläontologie zuzugehören . . .

Bis dann in den Jahren 1929—1939 die prästabilisierte Harmonie von Warenproduktion und -Konsum erderschütternd in die Brüche ging.

Die Arbeitsbeschaffungsnot unserer Epoche, die ständig zwischen millionenfacher Arbeitslosigkeit, Krieg und Revolutionsenteignung hin und her taumelt, ist im tiefsten gar nichts als das Wiederempor-drängen der vorzeitig totgesagten Probleme der eigenzeitlichen, wachstumsmäßigen Wertschöpfung . . .

Solche gewaltigen Staats- und Gesellschaftskörper wie Europa, U.S.A., U.S.S.R. *müssen* arbeiten, ihre Arbeiter- und Angestelltenarmeen *müssen* arbeiten (wie Armeen überhaupt nie auf dem Fleck treten dürfen). Sie müssen erzeugen, nicht viel anders als der Hirsch das Geweih immer wieder abwerfen muß, das ihm von Jahr zu Jahr stets mächtiger nachwächst . . .

* Wichtig sind in diesem Zusammenhange die großen Dichter und Denker, auch die größten Maler, weil sie hartnäckig daran festhielten (abseits von jeder Waren->Schöpfung« ad hoc zum Zwecke des Umsatzes) nicht sowohl »zeitlos«, als vielmehr archaisch eigenzeitlich zu produzieren.

** Auch der Presse, die dem Warenideal weit näher kommt.

Heißt das nun, daß der Weltindustrialismus, der menschheitliche Produktionsapparat, seine »Waren« wird vergeuden, verschleudern, »verschenken« müssen?

Die Antwort lautet: *Zum Teil ja!* Wenigstens im Uebergang, bis die neue, relativistische Weltgravitation des Werte-Umsatzes und des Wertetauschs eingespield ist . . .

Große weltwirtschaftliche Schenkungen und Schuldenstreichungen werden ohnehin nur die Anerkennung und die »Legalisierung« bereits wirksamer Umlaufstörungen sein. Denn schon seit langem haben:

1. *Warenvernichtung,*
2. *Patent- und Produktionsbremsungen,*
3. *kriegsmäßige »Verschleuderung« von Waffen und Geschossen »an« den Gegner zum Zwecke des Kriegentschädigungszwang-»Geschäfts«,*
4. *machtgeschützte Bankerotte bei allen typischen Revolutionen* dem gleichen »Zwecke« dienen müssen.

Alles dies erweist, daß die große Gleichung von Warenproduktion ad hoc und Warenkonsum, die dem versunkenen Zeitalter zugrunde lag, nur eine Fiktion war. Sie ist nie in der Bilanz von Soll und Haben aufgegangen. Sie hat immer wieder durch paralogische, gewaltsame »Korrekturen« ins Lot gebracht werden müssen. Hierdurch wiederum wurde immer von neuem der Klassenhaß geschürt, weil die herrschenden Schichten »zwangsläufig« immer versuchten, den Verlust auf die Schwachen und, paradoxerweise, sogar auf die Besitzlosen abzuwälzen . . . Man mag hier an die ptolemäische Gravitationstheorie denken, welche die Erde in die Mitte des Weltalls versetzte, also »perspektivisch« so verfehlt war, wie nur möglich, so daß die sich immer schärfer herausstellenden Beobachtungsunstimmigkeiten durch immer neue und immer künstlichere Zusatzannahmen »erklärt«, alias bilanzmäßig bereinigt werden mußten . . .

Das Erlebnis, daß die Werteproduktion eine Notwendigkeit »aus« allem eigenzeitlich Lebendigen bleibt, ist für die Regeneration (und Technisierung) unserer allmenschlichen sozialen Ethik ein weit wirksamerer »Hebel« als die juristische Phrase vom Recht auf Arbeit. Auch die Erkenntnis von der Unwürdigkeit des Daseins der Sklaven und Galeerensklaven im besondern fruchtete gar nichts, bis die technische Entwicklung diesen geradezu unsittlichen Zustand ganzer Menschheitsgruppen auch »unrentabel« und dynamisch sinnlos gemacht hatte.

VI.

VON DER SOZIOLOGISCHEN GRAVITATION ZUM MASS-SYSTEM DER SOZIOLOGISCHEN KONSTANTEN

Kalender und soziologische Gravitation. — Stufen und Parallelismus von astronomischer und soziologischer Gravitation von den Aegyptern bis zum 19. Jahrhundert. — Nach 1918 »Erfolgsstreik« der Relativitätstheorie gegenüber der Soziologie. — Stufen der Revolutions-Technik. — Der Marxismus in Rußland erledigt durch Erfolg. — Künftige relativistische »Union« von Wirtschaftsgeschichte, Kriegsgeschichte und Revolutionsgeschichte zur »adoptierenden« Bändigung des Revolutions-Problems.

Der Begriff der *soziologischen Gravitation* erwächst aus dem Begriff der Aera und der Kalenderführung des Daseins. Kalendermäßige Zeitmessung und Zeitführung ist nichts als der Versuch, den Rhythmus des Lebendigen in Tier und Pflanze, im Individuum, aber auch in den Gruppen und Staaten, nach den Gestirnumläufen, nach Monden und Jahren zu skandieren. Schon die uralte Astrologie beweist, daß der Mensch immer das Bestreben gehabt hat, seine Biorhythmen einfach als *heteronome* Funktionen der Gestirnumläufe («Revolutionen») und der entsprechenden Gezeiten darzustellen. Um sich so seiner Schicksalsverantwortlichkeit zu entladen*.

Nimmt man aber an, daß die Biorhythmen eigenzeitlich-autonom sind, wie der Herzschlag normalerweise weder mit dem Ticken der Uhrsekunden, noch auch sonst mit einem anderen außer-lebendigen Rhythmus synchronisiert ist, faßt man also das Leben als *auto-chron*, so wird man auch die Gesetze und Phasen der soziologischen Gravitation aus diesem Gravitations-»Zentrum« heraus neu ermitteln müssen. Das ist aber erst unsere Aufgabe und die Aufgabe der Zukunft, eben des vierdimensionalen relativistischen Zeitalters. Bisher war die Symbolik der soziologischen Gravitation durchaus heteronom**.

* Im 7. Teil (Anhang) wird das Problem der Autonomie der Biorhythmen und der Zahl im Lebendigen präziser gefaßt.

** An der Schwelle des relativistischen Zeitalters ist es nützlich, solche Begriffspaare einzuführen wie:

hetero-therm — auto-therm,
hetero-rhythmisch — auto-rhythmisch,
hetero-top — auto-top,
hetero-chron — auto-chron,
hetero-morph — auto-morph, usw.

Alle haben sie eine analoge Bedeutung wie das bekannte Begriffspaar: heteronom — auto-nom. So scheint das Herz aller Säuger auto-rhythmisch, auto-chron

Das Leben mag in Flachseen, in Randgewässern der Ozeane entstanden oder wenigstens zur Entfaltung gelangt sein. Wie hier die Mondumläufe das Wasser in Fluten und Ebben pulsen ließen*, das Seewasser in Lagunen hineintrieben, Ueberschwemmungen erzeugten und dann wieder Austrocknungen, mag zwischen dem Monat, diesem kleinen »Jahr« von 28 Tagen und dem beginnenden höheren Leben schon ein wahrhaft urwüchsiges Funktionsverhältnis entstanden sein. Es ist denkbar, daß in den seltsamen »Mondkulten«, die wir bei Hunden und Wölfen finden, noch eine späte »Erinnerung« daran enthalten ist.

Wenn aber Tier und Pflanze, beide, von dem Rhythmus der Gravitation von Mond und Sonne und vielleicht noch allgemeiner der Gestirne überhaupt abhängen sollten, so erhebt sich erst die weitere Frage, ob die Abhängigkeit von Tier und Pflanze von der Gravitation *parallel* zueinander verläuft.

Wenn Tier und Pflanze komplementär zueinander strukturiert sind, so ist auch zu erwarten, daß sie sich zur Gravitation der Gestirne, vor allem zur Gravitation von Sonne und Mond, komplementär verhalten. Wenn die Pflanzen einen Kalender und eine Astronomie aufbauen könnten, so würde dieser Kalender, so würde diese Astronomie nicht nur »anders« aussehen als beim Menschen, sie würde gleichfalls komplementär beschaffen sein. Das merken wir daran, daß wie die Pflanzen schamlos in ihren Blüten und im Eingeweidewerk ihrer Blätter das herausstülpen, was bei dem Tier in den Binnenbereich eingestülpt ist, so auch die Pflanzen sich zum Rhythmus von Tag und Nacht und in der entsprechenden Atmung umgekehrt verhalten wie das Tier. Und eine entsprechende Komplementarität ist vermutlich sogar im Verhalten zu Hitze und Kälte, zu Sommer und Winter festzustellen.

Indem wir die Entfaltung der Reziprozitäten des Kalenders zu

zu pulsen und zwar im umgekehrten Verhältnis zum Alter und zur Körpermasse des betreffenden Tierwesens.

Das Denken des Menschen, sein künstlerisches Gestalten sucht immer Autopie, Auto-Chronie, Automorphie der »Persönlichkeit« darzustellen.

(Ein Manuskript: »Hierarchie der Rhythmen«, in dem ich 1917 diese Probleme zu bewältigen versuchte, ist wohl unwiederbringlich verloren. In der relativistischen Literatur, wie sie etwa Gebser in seiner »Abendländische Wandlung« inventarisiert, finde ich Entsprechendes am ehesten bei Hans Kayser und in Hermann Friedmanns »Die Welt der Formen«.)

* Siehe auch A. Turel »Weltleidenschaft«. Dort »Aphrodite-Variationen«.

nächst beiseitestellen, weil das ein gewaltiges Arbeitsfeld für sich beansprucht, nicht nur ein ganzes Buch, sondern die konkurrierende Arbeit vieler Menschen, gehen wir nunmehr dazu über, die Soziologie im engeren Sinne mit der Gravitation im eigentlichen Sinne zu konfrontieren.

Als große Vorstufe, als Vorsaal zur eigentlichen wissenschaftlichen Astronomie mag man die Astronomie des älteren vorderen Orients ansprechen, die Astronomie der Ägypter, der Babylonier.

Die Astronomie, die für uns erst im gleichen Sinne wie Zeitkoordinatensystem, Olympiadenrechnung, christliche Zeitrechnung in Betracht kommen kann, ist die parallel zu diesem Kalendersystem in hellenistischer Zeit entstandene ptolemäische.

Schon aus dem Umstande, daß ein Mann aus dieser großen Schule, Eratosthenes von Alexandrien, den Radius der Erde auf wenige Kilometer genau hat errechnen können, erkennen wir den geradezu modernen Wissenschaftscharakter der ptolemäischen Astronomie. Aber ihre Charakteristika entsprechen noch völlig der euklidischen Metrik. Dies ist eigentlich selbstverständlich in einer »Welt«, die niemals hat umfänglicher werden können als das »Imperium Romanum« mit seinen acht Millionen Quadratkilometern. In einem »Orbis Terrarum« von so winzigem Ausmaß kann man die Erdkrümmung und auch den Zonenaufbau der Erde noch vernachlässigen, und eben deshalb ist die Theorie noch möglich, die Erde sei entweder eine euklidisch ebene Scheibe oder sie liege als Schwergewicht des Kosmos in dessen Mitte.

Die ptolemäische Astronomie hat folgende Charakteristika:

Geozentrik.

Chemie der vier »Elemente« (Aggregatzustände).

Mischzone der »Meteore«, der abstürzenden Himmelssteine, der Blitze und Wetter, der Gewitterwolken und Monsune, auch des Regenbogens. Diese Mischzone ist besonders wichtig. Nur in ihr konnte die Vorstellung der olympischen Götter und des Blitzes schleudernden Zeus noch notdürftig aufrecht erhalten werden.

Nur blickrichtende, sozusagen zielende geometrische Instrumente in der Astronomie. Völlig entsprechend den Kongruenzsetzungen in der euklidischen Geometrie.

Häufung der Epizyklen als Zusatzannahmen zur Bewältigung der wirklichen Beobachtungen am Planetensystem.

In dieser Stufe ist die Astrologie und die Vorstellung des »Himmels« über der Kuppelfeste der Gestirne noch möglich.

Als dann das Zeitalter der Entdeckungen den Bereich des Imperium Romanum endgültig gesprengt hatte, wurde sowohl die Theorie als auch das Instrumentar der euklidisch-ptolemäischen Astronomie überfällig. Es entwickelte sich die mitführbare Uhr, das Chronometer, ferner Teleskop und Mikroskop und, gemäß dem Spruch Kaiser Karls V.: in seinem Reich gehe die Sonne niemals unter, ergab sich völlig konsequent und logisch, weil ja nun doch nicht mehr die Erde, sondern die Sonne schweremäßig und wirkungsmäßig im Mittelpunkt lag, die für uns zweite Stufe, die kopernikanisch-keplerisch-newtonistische Stufe der Astronomie und der Gravitationslehre, deren Charakteristika lauten:

Heliozentrik.

Die Erde wird zwar der Planetengruppe zugeordnet, aber das gesamte Sonnensystem wird wiederum vom übrigen Himmel, von den übrigen Gestirnen abgesetzt. Die Sternbilder, die Ekliptik erscheint nur als Ziffernblatt, als Tapetenmuster, von dem sich die Planetenbewegungen abheben. Die großen typischen Leistungen und Triumphe dieser astronomischen Stufe, die Planetoidenberechnungen eines Gauß, die Errechnung des Sirius-B durch Bessel, Leverriers »Vorhersage« der Elemente und der Lage des Neptun ergeben sich aus einem Instrumentar, das im wesentlichen aus Teleskop (Mikroskop) und hochwertigen Uhren besteht. Es ist geradezu charakteristisch, daß das 19. Jahrhundert zwar bereits die Spektralanalyse kennt, die Dopplereffekte, den Fizeauschen Interferometer, daß aber diese Elemente, Instrumente im Binnenbereich des Sonnensystems kaum von Bedeutung sind, sodaß unsere Erkenntnis vom Wesen der Planeten und von ihren Bahnbewegungen mit einer einzigen Ausnahme (Merkur-Perihel-Rotation) keine wesentlichen Fortschritte über das hinaus hat machen können, was bereits einem Flammarion vertraut war.

Diese Stufe der newtonistischen Astronomie liegt bereits hinter uns. Wir stehen schon in der Epoche der relativistischen Astronomie. Ihre Charakteristika sind:

Es gibt überhaupt keine Einzelphänomene mehr. Alle realen Größen treten nur in statistischen Gruppen auf. Die Sonne wird in die Sternscharen der Milchstraße eingeordnet, die Milchstraße in millionenfache »Gitter« von anderen Milchstraßen. Die Lagenbeziehungen zwischen den »Punkten« dieser Gitter werden mit einem System von »Lichtgeometrie«, besser gesagt Konstantengeometrie erfaßt, die in der Theorie zur Vorherrschaft nicht-euklidischer Geometrien und im Instrumentar zur Deklassierung

des Teleskops, zur Vorherrschaft der Spektralanalyse mit ihrer Fähigkeit zur Erfassung der Dopplereffekte geführt hat.

Dieser Revolution in der Astrophysik und Astronomie im Makrokosmos entspricht eine andere Revolution quantentheoretischer Art im Mikrokosmos, wobei aber scharf zu bemerken ist, daß die Konsequenzen sich von einem dieser beiden Gebiete nicht automatisch aufs andere Gebiet übertragen lassen. *Ferner lehnen es die führenden Astrophysiker wie Einstein selbst strikte ab, daß sich aus ihren Arbeiten Konsequenzen auf den Mesokosmos, also auf die Technik, Nationalökonomie, Soziologie, Politik und Gesellschaft, ziehen lassen.*

Wenn wir nun zwischen der Weltwende, in der wir politisch und soziologisch leben, und der relativistisch-quanten-theoretischen Kosmrevolution in allen Anschauungen über die Gravitation der Materie einen Funktionszusammenhang herstellen, so tun wir es auf eigene Verantwortung und Gefahr. Diese Verantwortung müssen wir auf uns nehmen.

Im gleichen Maße wie der Industrialismus in seiner Energieschöpfung aus Kohle und Oel und aus den radioaktiven Metallen in seinem Schicksal mit dem Schicksal und mit der astronomischen Eigenzeit unserer ganzen Erde konvergiert, im gleichen Maße muß sich auch unser Verhältnis zum Problem der Substanz verschieben.

Der Stufenaufbau unserer Kulturen seit der älteren Antike bis heute ermöglicht uns eine wesentliche Reziprozität der relativen Beziehungen der Substanzstufen, der Aggregatzustände zum Menschen, die parallel geht zum Stufenaufbau unserer Astronomie.

Hierorts geben wir eine quadratische Figur, welche in sich den gleichen relativistisch-bindenden Charakter hat wie die Figur auf Seite 26.

Die vorstehende Figur gibt von links nach rechts eine Aufeinanderfolge von vier verschiedenen Verteilungstypen der Aggregatzustände.

I. stellt den Typus der potamischen Kultur dar, der Stromkultur Alt-Aegyptens. Man sieht ein völliges Uebergewicht von 1, ein Uebergewicht des kristallinen Gesteins, der »Erde« als Symbol des Festen, des körperhaft Starren. Das Flüssige wird für die Struktur dieser Welt durch den linearen Strom des Nils oder, in Mesopotamien des Euphrat und Tigris dargestellt. Die Aegypter haben zwar eine Seefahrt, die nach Kreta und Griechenland, Sy-

rien und Kleinasien hinübergreift, aber diese Seefahrt geht nicht in die integrale Form des ägyptischen Kulturreiches ein. Auch die gasartigen Zustände der Luft spielen in dieser potamischen

potamisch	thalassisch	ozeanisch	4-dimensional
4	4	4	
3	3	radiant	
2	2	3	4
1	1	gasig	3
		2	
		flüssig	
z. B. Alt-Aegypten	Antike	1	2
		fest	1
		British Empire 1900	2000 n. Chr. Geb.

Welt nicht die gleiche Rolle wie in den späteren Phasen der Mittelmeerkultur und der ozeanischen Zivilisation.

Die Sonne der ägyptischen Welt als Wahrzeichen der strahlenden Materie des Aggregatzustandes der Radianz ist zwar gewaltig und gefürchtet, aber sie wird, völlig konsequent, doch als winzig angesehen. Sie ist groß wie ein Kahn oder wie ein Kriegswagen, der zur Nacht in die unterirdischen Ställe der Unterwelt einfährt.

- II. ist als thalassische Phase bezeichnet. Wir finden hier die Proportionen von fest und flüssig, wie sie für das griechisch-römische Weltreich der Antike kennzeichnend sind. Der Aggregatzustand des Gasigen, der Luft (technologisch in der Form des »Windes«) ist wesentlich stärker vertreten in einer Welt, die um ein vielgestaltetes Meer herumkomponiert ist. Die Rolle der Radianz dagegen ist gegenüber der potamischen Welt der Aegypter wohl nur unbedeutend in ihrer Wichtigkeit verändert.

(Ausdrücklich sei bemerkt, daß diese technologische Stufe auch noch für das ganze westeuropäische Mittelalter zutrifft.)

- III. stellt die Stufe der ozeanischen Zivilisation dar, für die das englische Weltreich des Viktorianischen Zeitalters typisch sein mag. Der Aggregatzustand des Festen schrumpft verhältnismäßig stark zusammen. Die ozeanische Weite des Flüssigen rückt prozentual gewaltig vor. Auch die »Luft« hat große Bedeutung, nicht mehr nur als treibende Windströme, sondern auch und vor allem als maschinentreibender Dampf. Mit dem Beginn der Elektrifizierung rücken die Zustände der Radianz prozentual weiter in den Vordergrund.
- IV. ist von vornherein dadurch charakterisiert, daß hier die Relation von 1, 2, 3, 4, das heißt von fest, flüssig, gasig und radiant gegenüber I geradezu umgekehrt sind. IV und I verhalten sich in ihrer Strukturierung komplementär. Der Zustand des Festen erscheint weitgehend zusammengeschrumpft. Mit der gewaltigen Entwicklung des Lufttransportes, der Bewegung in der Luft, beginnt die Atmosphäre, der Zustand des Gasigen technologisch über den Flüssigkeitszustand das Uebergewicht zu bekommen und die moderne Astrophysik, die unsere Sonne in ungeheure statistische Punktmengen von Sternen und Milchstraßen eingegliedert, bringt das Uebergewicht der strahlenden Materie, der Radianz augenscheinlich zum Ausdruck.

Vom Standpunkt unserer heutigen Technik und Weltwirtschaft ist diese Aufgliederung wesentlicher als etwa die Problematik, ob lunarische Kulte den Sonnenkulten voraufgegangen sind. Denn ganz offensichtlich gingen lunarische Kulte überwiegend auf Sinnestäuschungen zurück. Was immer angebetet wurde, war das Licht als strahlende Materie, als Quelle des »Lebens«, der »Gesundheit«, der »Kraft« und schließlich der »Energie«.

Immer hat der Mensch nur sehr bedingt den »Geist« angebetet, aber auch nicht die Materie an sich. *Was ihm Ehrfurcht und Furcht einflößte, war die machthträchtige, die strahlende Form der Materie. So bedeutet der Uebergang von den Mondkulten zu den Sonnenkulten nur eine Steigerung der Erkenntnis.*

Sogar mit dem Gold als uraltem sakralem Währungsmetall dürfte es sich in gleicher Weise verhalten. Das Gold ist durch sein spezifisches Gewicht ganz besonders »gediegen« und es »glänzt« wie die Sonne.

Wenn es wahr ist, daß der Mensch schon immer viel weniger zwischen Körper und Geist als zwischen lebendiger und toter, zwischen kraftpendender und kraftzehrender Materie unterschieden hat, so wäre das von grundlegender Bedeutung, weil diese Theorie, diese Annahme wiederum dem neuesten Standpunkt der Astrophysik entspricht, der Relativitätstheorie, nach der nicht nur in »toten Erden«, wie in der Uranpechblende, radioaktive Kräfte verborgen sind, sondern auch »am andern Ende« der Substanzhierarchie auch der Strahlung, das heißt der »Energie an sich« schwere und träge Masse zukommt. (Einsteins Gleichung $E = m.c^2$.)

Wie dem auch sei. Mag der Mensch in der Sonne strahlenden Geist oder höchst sublimierte strahlende Materie angebetet haben, sicher ist, daß schon in der astrologischen Zeit das Schicksal der Einzelmenschen und das Schicksal der Völker an den Wandel der selbstleuchtenden Gestirne, an ihre Konstellationen geknüpft worden ist.

Sehr bald rückte hierbei unsere Sonne völlig in den Mittelpunkt. Und wenn ein König, hoch über seinem Volk, als Sonne erschien, im Sonnenrennwagen, so hatte er sich eben in die Gestirne versetzt, um von dort aus aus einem unstürmbaren Jenseits die irdischen Geschehnisse zu steuern und zu bestimmen. Es ergibt sich ein Parallelismus zwischen der Astrologie-Astronomie-Astrophysik jedes Zeitalters und ihrer Anwendung auf die *soziologische Gravitation*.

Wir können hinzufügen, daß dieser Parallelismus auch in Zukunft nicht aufhören wird, vielmehr wird er sich noch vertiefen. Louis XIV ließ von sich sagen, er sei eine Sonne. Er suchte sich also zum Range einer Art von Zeus-Apollo oder Gott Phoebus zu erheben, womit er sich kaum vom Sonnenkult unterschied, den der ägyptische König Amenhotep (1375—1358 v. Chr.) eingeführt hat. Aber auch der kommende vierdimensionale Industrialismus der Menschheit wird um einen entsprechenden »Kult« der strahlenden astralen Materie nicht herumkommen.

Auch schon die Kaiser und Päpste des Mittelalters hatten in ihrer Staatsmachtsymbolik und in ihrem Propagandakampf gegeneinander ständig mit der Gravitationssymbolik auf soziologischem Gebiet gearbeitet. So wollten die großen Päpste der Zeit vor Avignon niemals auch nur die Gleichheit zwischen Papsttum und Kaisertum gelten lassen, vielmehr sollte der Papst die Sonne bedeuten und das Kaisertum nur den Mond.

In der Staatsmachtsymbolik Ludwigs XIV. finden wir dann keinen wesentlichen Fortschritt, obgleich er ein Zeitgenosse Newtons war und lange nach Kepler und Kopernikus lebte. Auch die Newtonsche Gravitation mit ihrer ausgeprägten Heliozentrik ist noch völlig monarchisch geartet:

Zu Aachen in seiner Kaiserpracht
Im altertümlichen Saale
Saß König Rudolfs heilige Macht
Beim festlichen Krönungsmahle.

...

Und alle die Wähler, die sieben,
Wie der Sterne Chor um die Sonne sich stellt,
Umstanden geschäftig den Herrscher der Welt
Die Würde des Amtes zu üben.

Diese Verse, mit denen Schiller die Krönungsfeierlichkeiten Kaiser Rudolfs von Habsburg im Jahre 1273 schildert, spiegeln die Grundauffassung jeder soziologischen Gravitation, wie sie sich aus Sonnenkult und Monarchismus für die ganze Periode der Stadtkulturen bis ins 19. Jahrhundert ergeben hat, und an der auch die Gravitationstheorie Newtons nicht das allermindeste geändert hat. Ganz im Gegenteil, je mehr die heliotisch-monarchische Gravitationstheorie Newtons Allgemeingut wurde, desto mehr setzte sich ihre Ausdrucksweise durch, und zwar ganz unabhängig davon, ob der Roi Soleil diese Symbolik benutzt oder ein Marxist. Die Gleichung Newtons lautet:

$$K = -G \cdot \frac{m_1 \cdot m_2}{r^2}$$

In Worten ausgedrückt bedeutet das ungefähr: die Gestirne ziehen sich an proportional zu ihrer Masse und umgekehrt proportional zum Quadrat ihrer Mittelpunktsabstände.

1720 war diese Gravitationstheorie abgeschlossen und bis zum Ende des 19. Jahrhunderts ist in der Leistungskurve Newton-Laplace-Leverrier nichts wesentlich Neues hinzugekommen. Die Errechnung des Neptun aus den »Störungen« der Uranusbahn war lediglich ein Anwendungstriumph der Newtonschen Theorie, ebenso wie vorher schon die Errechnung des Sirius-B.

In dieser Bahn ist im 19. Jahrhundert die gesamte Soziologie ge-

blieben, nicht nur die bürgerliche, sondern auch die sozialistische. Schiller und Goethe, Kant und Hegel, Carrey und Gossen, Fourier und Owen, Saint Simon und Comte, Ricardo und Marx, sie alle stehen unter dem Zauber des Newtonschen Gravitationsgesetzes. Sie alle kennen eigentlich nur den einen Ehrgeiz: für die Gravitation der politischen und wirtschaftlichen Mengen, »Massen«, »Substanz« Gesetze aufzustellen, die ihr dynamisches Verhalten mit ebenso großer Strenge darstellen, wie das Newtonsche Gravitationsgesetz den Umgang der Planeten um die Sonne.

Man vergleiche das Wesen des Marxismus als Wirtschaftstheorie mit dem Newtonismus. Die Marxistische Verelendungstheorie läßt sich ungefähr so formulieren:

Die Akkumulation des Kapitals erfolgt proportional zum Absatz der Ware und umgekehrt proportional zur Lohnhöhe der »freigesetzten« industriellen Reservearmee.

In der für die Goldpolitik des dynamischen, bürgerlichen Kapitalismus so typischen und wichtigen Schrift Ricardos: »Der hohe Preis der Barren, ein Grund der Entwertung der Banknoten«, London 1809, wird der Satz entwickelt, daß der Tauschwert und der Preis des Goldes im umgekehrten Verhältnis zu jenem des Papiergeldes und der Banknoten steht.

Der Gegner des Marxismus Oppenheimer arbeitet ein, wie er glaubt, vom Marxgesetz fundamental verschiedenes Gesetz der soziologischen Gravitation heraus, das der eigentliche Urheber, von der Goltz, folgendermaßen formuliert:

Mit dem Umfang des Großgrundbesitzes parallel und zu dem Umfange des bäuerlichen Besitzes im umgekehrten Verhältnis wächst die Wanderung.

Diese Formulierung tut weiter gar nichts, als auch noch das Bauerntum den gleichen Gravitationsgesetzen zu unterwerfen, welche Marx zunächst für das Großstadt- und Industrieproletariat durchgeführt hat. Eben deswegen ist auch dieses soziologische Gesetz in der Wesentlichkeit seines Denkens mit dem Marxismus identisch und mit ihm gemeinsam dem Newtonismus untertan.

Hier ergibt sich für den Soziologen eine schwere Klippe und Gefahr. Es liegt nämlich außerordentlich nahe, mit einem Analogieschluß zu arbeiten, der ebenso plausibel wie verfehlt und verheerend in seinen Wirkungen wäre.

Es liegt nämlich sehr nahe, folgendermaßen zu schließen:

»Die soziologische Gravitation des abklingenden Zeitalters wurde durch die Newtonsche Gravitationsgleichung beherrscht. Die kommende welthistorische Stufe der Menschheit, ihr soziales und politisches Maßsystem wird eben deshalb als vierdimensional oder relativistisch bezeichnet werden können, weil sie im Stil, in der Symbolik der Einsteinschen Relativitätstheorie, seiner Gravitationsgleichung sich anschmiegen, angleichen muß. Also frisch ans Werk und nicht gefackelt: Wenden wir den Einsteinismus auf die Soziologie und Welt-politik an!«

Diesem Vorhaben ist ein Riegel vorgeschoben . . . glücklicherweise. Glücklicherweise, weil die Denkrägheit des Menschen, sein Geizen an schöpferischer Denkarbeit sich kaum irgendwo schädlicher geltend macht als in falscher Anwendung des Analogiebegriffs. Hat sich eine Theorie, eine schöpferische Grundannahme in einem Lebensbereich bewährt, so wird sie »Mode«: man versucht sie in einfacher »Analogie« automatisch als Allheilmittel überall anzuwenden*. Daß dies mißlingt, entspricht geradezu dem Relativitätsprinzip. Für jede Zone, Dimension, Größenordnung, für jeden morphologisch abgegrenzten Sektor der Welt müssen die fundamentalen epochebildenden neuen Prinzipien »neu geboren«, ja geradezu »neu erzeugt« werden.

Schon aus diesem Grunde war es also berechtigt, daß Einstein und die ganze Gruppe der mit ihm kongenialen relativistischen (und quantentheoretischen) Bahnbrecher sich um 1920 auf das entschiedenste gegen jede »Popularisierung« ihrer Arbeit zur Wehr setzten.

Um diesen wichtigen »Erfolgsstreik« zu verstehen und zu würdigen, versetze man sich im Geiste etwa in das Jahr 1919 zurück. Gleich nach dem Ende des sogenannten ersten Weltkrieges, als die Bolschewiki gegen die Intervention auf Tod und Leben kämpften, der Genfer Völkerbund geboren zu werden suchte, in Deutschland und anderswo die Inflation wütete, wurde die Relativitätstheorie durch Bestätigung des Einsteineffektes I an Hand totaler Sonnenfinsternisse plötzlich »populär«. Sie wurde in den Salons vorgeführt wie eine Art transzendentaler Mannequin, bestenfalls wie Rabindranath Tagore. Von dieser Profanierung ihrer strengen und mühseligen »Laborato-

* So hat man auch versucht, die moderne, im Makrokosmos bewährte Gravitationstheorie und Metrik automatisch auf den Mikrokosmos zu übertragen.

riumsarbeit« sind, wie gesagt, Einstein und seinesgleichen rechtens abgerückt. Und es entspricht einem völlig richtigen Instinkt für die damalige weltpolitische Konstellation, daß sie das gleiche Mißtrauen wie gegenüber Reportern und eleganten Damen, auch gegenüber allen Soziologen und Politikern hervorgekehrt haben, welche die These vertraten, nicht nur in der Astrophysik, in Makro- und Mikrokosmos, sondern auch im Mesokosmos der Soziologie und Politik bräche soeben ein vierdimensionales, ein relativistisches Zeitalter an. Die Gefahr war groß, denn 1917 war der Marxismus im 21 Millionen Quadratkilometer großen russischen Bereich zu einem, wie wir nunmehr alle wissen, dauernden Siege gelangt.

Wie sollte sich nun die übrige Welt und Menschheit demgegenüber verhalten? Sollte sie erst recht in Reaktion verstocken? Sollte sie in Anwendung eines praktisch-politischen »Analogieschlusses« sich gleichfalls zum Marxismus und Bolschewismus als der Staatsreligion und Staatsräson des russischen Weltreiches bekehren? Oder sollte sie, *immer wieder von der Zeugung her anfangend wie jedes Wesen sich von neuem seine Zähne selbst wachsen lassen muß*, nach immer neuen in sich selbst autarken Formen des Sozialismus suchen?

Möglicherweise haben gerade die besten Köpfe unter den Sozialisten der Welt (auch bei den Angelsachsen) mehr oder weniger instinktiv den zweiten Weg beschritten . . . und zwar gerade *weil* der Marxismus in Rußland groß zum Siege gelangt war. Bis dahin hatte, seit den Zeiten des »kommunistischen Manifestes« und der im Embryonalzustande erdrosselten Pariser Kommune der Marxismus wie eine drohende Wolke über den alten Regierungssystemen gehangen. Er war tellurisch kreisend über die Kontinente dahin geglitten, seine Heimat suchend, aber zunächst ohne sich wie ein Blitz querweltein zu entladen. Nun war es geschehen: Die marxistisch-bolschewistische Revolution von 1917 hatte sich den früheren großen europäischen Revolutionen* angegliedert:

Luther-Zwingli-Calvin-Revolution ab 1517 . . .

Cromwell-Revolution ab 1640 . . .

* Hier sei auf das Buch von Rosenstock: »Die europäischen Revolutionen« nachdrücklich hingewiesen. Die diesbezüglichen Gedanken sind weiterentwickelt in René König, »Vom dreifachen Ursprung der Soziologie« (Schweizer Monatshefte 1941), wo auch eine Neuverteilung der Forschungssektoren Geschichte, Nationalökonomie, Soziologie angelegt ist.

Französische Revolution ab 1789 . . .

Lenin-Revolution ab 1917 . . .

Diese weltpolitisch-welthistorischen Urphänomene skandieren, »gliedern« den riesenhaften Zeitkörper Europas und der Menschheit in einem noch weit tieferen Sinne als »gewöhnliche« Kriege. Sie sind immer »Weltrevolutionen« im gleichen Sinne wie die Kriege gleicher Größenordnung »Weltkriege« sind. Sie sind durch die Jahrhunderte sinnmäßig miteinander verkettet. Sie folgen einander, sie folgen sogar auseinander . . . *aber eben deshalb gleichen sie sich nicht.*

Wie nach der großen französischen Revolution die bürgerliche Gesellschaft sich unwiederbringlich entfernte von den Bedingungen einer bloßen Wiederholung der gleichen Revolution als Urphänomen . . . *umgekehrt proportional zur Annäherung an die Bedingungen der großen marxistischen Revolution . . .*

So entfernt sich die Menschheit seit 1917 wiederum von den Bedingungen einer Wiederholung der großen russischen Revolution . . . *umgekehrt proportional, wie sie sich annähert den Bedingungen einer neuen Fundamentalkrise oder Revolution, die man ganz allgemein als relativistisch bezeichnen mag . . .* (selbstverständlich ohne den großen stillen Astrophysiker Albert Einstein dafür »haftbar« machen zu dürfen).

Gerade aus relativistischen Grundsätzen heraus sollte diese neu empordrohende »Weltrevolution« von vorneherein und grundsätzlich nicht wie die Marxistische an einen einzelnen »Namen« geknüpft werden. Marx selbst hat gesagt: »Moi, je ne suis pas Marxiste.« Und als man von Luthertum zu reden begann, wehrte sich der doch nicht übermäßig bescheidene Martin Luther dagegen mit dem derben, aber tief sympathischen Ausruf: »Wie komme ich armer, stinkender Mardensack dazu?« Inventarisierungen der Elemente jener kommenden Welt, die immer von neuem durchgeführt worden sind, deuten querschnittlich darauf hin, daß diese kommenden Wandlungen der Gesellschaftsstruktur nicht mehr wie die Impulse eines Luther, Calvin, Cromwell . . . und Marx aus der Theologie und Philosophie, sondern aus der Astrophysik und Technosophie emporwachsen.

Gerade in diesem Sinne ist der Marxismus als historische Kategorie bereits überholt und veraltet.

Der Marxismus ist vor allem erledigt durch Erfolg, ja! erledigt durch Erfolg! Vielleicht kann sich eine an die Realität, an die Welt-

fläche unendlicher Gegenwart herandrängende Theorie überhaupt nur durch Erfolg erledigen. Solange sie zurückgeschlagen wird, bleibt sie, federnd und ausweichend, immer wiederkehrend, unermüdlich neue Angriffe vorbereitend, als potentielle »Drohung« lebendig. Sie bleibt eine ungeborene Seele, die geboren werden will. Durch ihre sieghafte Inkarnation erfüllt sie sich. Sie schlägt aus der unberechenbaren »Zukunft« in die beherrschte Vergangenheit um. Die Religion wird zur Kirche. Eben dadurch wird sie bündnisfähig, daß sie inskünftig an ganz bestimmte Gefälle gebunden ist.

In der Frühzeit des Marxismus war nur das eine England zum Industrialismus »bekehrt«, und nur ein winziger Prozentsatz der Menschheit in die Technik als Landschaft »hereinadoptiert«. Das Proletariat als verschwindende Minderheit vertrat gegenüber dem Bauerntum eine überwältigende dynamische Uebermacht. Gerade daraus ergab sich der spezielle Charakter seiner damaligen Not. Schon bis zum Anbruch des Weltkrieges von 1914/18 hatte sich in diesem Verhältnis, in dieser Relation sehr vieles verschoben. Die bolschewistische Revolution vollends bedeutete die »Bekehrung« eines Siebentels der festen Erdoberfläche und des mächtig in Lebenskraft aufsteigenden Slawentums zum Industrialismus, zur Kosmoteknik als Staatsreligion und Staatsrason. Eben dadurch veränderte der Marxo-Bolschewismus die Kampfbedingungen seines Erfolges sich selbst unter den Füßen, und er hob die Bedingungen einer Wiederholung seiner Revolution gerade durch seinen Erfolg endgültig auf. Als Mehrheit unter den Menschen kann das Proletariat niemals mehr im gleichen Sinne revolutionär auftreten, wie er es in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts als Minderheit zu tun gedrungen war*.

Schon in diesem Sinne darf man behaupten, daß wir uns alle gerade nach und durch den Sieg des Marxismus in U.S.S.R. immer weiter von den Bedingungen einer Wiederholung dieses politischen Urphänomens entfernen . . . umgekehrt proportional zur Annäherung an

* Die großen Revolutionen folgen einander, aber sie gleichen sich nicht.

Zunächst haben selbst die Marxisten im allgemeinen und die Bolschewiki im besonderen vermutet, daß die russische Revolution 1917 . . . entsprechend der großen französischen von 1789 . . . ablaufen würde. In diesem Falle wäre nicht nur der Umschlag in Bonapartismus eingetreten, sondern das revolutionäre Rußland hätte sich auch in einem »Weltkriege« einer Weltkoalition gegenübergesehen. Der Trotzismus hätte auch unvermeidbar dazu geführt. Die geniale Politik Stalins aber hat diese »Rolle« dem Nationalsozialismus zugespielt, und sie hat es er-

die Bedingungen einer inskünftigen relativistischen Weltstrukturkrise der Menschheit.

Man kann auch sagen, daß, wie die Menschheit nunmehr mehrheitlich in den Industrialismus herein »adoptiert« worden ist, zugleich auch alle Möglichkeiten proletarischer Revolution in das Binnenspiel der industrialisierten Mächte herein-»adoptiert« worden sind. Inskünftig gehört die Dynamik der proletarischen Revolution zu einem *Ultraparlamentarismus, der zwischen lauter industrialisierten Mächten spielt . . .*

Wenn wir sagen, der Marxismus sei erledigt, und zwar gerade durch den Erfolg der marxistisch-bolschewistischen Revolution in U.S.S.R., so gibt das seinen kleinbürgerlichen Widersachern keinerlei Anlaß, sich zu spreizen, denn er hat triumphal Recht behalten. Auch, leider, in seiner Prognose, das bürgerliche Zeitalter des atlantischen 19. Jahrhunderts werde nur über den Bürgerkrieg in die Zukunft hinüberfinden. Denn gesetzt der Fall, es gelänge den Siegermächten in den Jahren 1944 . . . , Europa und die übrige Menschenwelt ohne neues Blutvergießen über die Schwelle einer sozialistischen Gesellschaftsordnung hinwegzuführen, so ist dies nur möglich, weil die Vorgänge, die seit dem spanischen Bürgerkriege und erst recht seit 1939 in allen europäischen Ländern mit Ausnahme der wenigen Neutralen (Portugal, Schweiz, Schweden, Türkei) die Städte zerstört, das Eigentum verschrottet, die Finanzen zerwühlt, die Menschen wie Schafherden umgetrieben haben, nachträglich, aus der historischen Rückschau völlig den »Wert«, die Bedeutung einer *technisch-künstlich erzeugten Revolution, auch eines Bürgerkrieges gehabt haben werden*. Frankreich ist durchaus durch den Kriegsverlauf in alle Phasen der Revolution hineingezwungen worden. Dabei werden die Gaullisten zwangsläufig die den Jakobinern »entsprechende« Rolle auf sich nehmen müssen. Es handelt sich nicht um eine Identität, sondern um eine Gleichsinnigkeit der Abläufe. Wenn es denn wahr ist, daß diese Revolution »künstlich-technisch« erzeugt worden ist, wird nur um so klarer, was wir meinen, wenn wir sagen, das Prinzip der proletarischen Revolution, ihre Dynamik und der regiemäßige Mechanismus ihrer Entfesselung . . . und Drosselung sei kein Urphänomen mehr,

reicht, daß jetzt U.S.S.R. gegen den »Bonapartismus« im Bunde mit den »reaktionären Mächten« kämpfen kann. Es ist eben doch sehr wichtig, aus welcher Grundtheorie heraus eine Revolution geführt wird.

sondern ein Teil der weltpolitischen Technik, gebändigt und in eine Art von tellurischen Ultraparlamentarismus »adoptiert«*.

Um so mehr hat aber der Marxismus Recht behalten. In die gebundenen Sedimente der Geschichte geht er als erfüllte Realität ein, wie die Saurier des Sekundär, wie die Antike, wie wir alle, wenn wir unsere Arbeit auf Erden erfüllt haben werden und infolgedessen überflüssig geworden sind. Nur noch Basis für das künftige Geschehen.

Wird dieses Geschehen revolutionären Charakter tragen? Es ist durchaus nicht »sicher«! Wir haben gesehen, daß möglicherweise die Bürgerkriege, die einer Höherstufung der menschlichen Gesellschaft vorangehen sollten, möglicherweise in den Ereignissen dieses Weltkrieges ab 1937—1939 . . . bereits »vorweggenommen«, antizipiert sind, und wir ständen dann vor einer quasi »englischen« Evolution. Aber in der Politik soll man tunlichst jede Präjudizierung vermeiden. Es ist ebenso verfehlt, fest auf die Evolution wie auf die Revolution zu »setzen« . . . Gerade wenn den Menschen und insbesondere den Regierenden vor der Revolution bange ist, wird alles geschehen, um sie zu vermeiden.

Was aber im Kommenden an der »Stelle« der revolutionären Marxtheorie stehen wird, kann schwerlich etwas anderes sein als relativistisch-quanten-mechanisches Ideengut.

Was ist nun Relativismus im eigentlichen Sinne?

Die Antwort lautet: *Ungefähr das Gegenteil von dem, was man im »Publikum« darunter verstehen möchte.* Relativismus ist nämlich die unlösbare *Bindung* von Wesenselementen, die bisher voneinander trennbar und zueinander verschiebbar waren.

Eine der entscheidenden Leistungen zum Siege des Relativitätsgedankens, Minkowskis Vortrag vor der Aerztegesellschaft in Köln 1908, beginnt mit den bedeutsamen Worten:

* Dies ersieht man schon daraus, daß die Technik des bestellten Attentats wider sich selbst, des (natürlich erfolglosen) Retro-Attentats bereits zum ABC jeder wahrhaft »dynamischen« Staatskunst gehört.

Schon Napoleon I. bestellte am laufenden Band teils spontane Kundgebungen für sich, teils mißlungene Attentate gegen sich.

Dies geschieht, damit man als Mann des Schicksals erscheint; sodann um die Leute ausrotten zu können, die des Anschlags schuldig sein sollen.

Immerhin darf man nicht vergessen, daß einiger Mut dazu gehört, so zu arbeiten. Denn versehentlich könnte das Attentat auch gelingen. Schon die alte Geheimpolizei des Zarismus ließ z. B. den allzu fortschrittlichen Alexander II. tat-

»Von Stund an sollen Raum für sich und Zeit für sich gänzlich zu Schatten herabsinken, und nur eine Art Union von beiden soll Selbständigkeit bewahren.«

Von dieser entscheidenden Charakterisierung des Relativitätsgedankens (und implizit auch schon des unausweichlichen Komplementarismus eines De Broglie, Bohr und Heisenberg) läßt sich am besten ausgehen, um die Relativität aus dem Gebiet der Astrophysik (Makrokosmos und Mikrokosmos) auf das »Zwischengebiet« des menschlich-sinnlich erfaßbaren Mesokosmos zu übertragen . . .

Denn auch in Nationalökonomie, Politik und auf dem Streitgebiet der historischen Werte stellen wir nunmehr als erste Formel und Gleichung vierdimensionaler oder relativistischer Nationalökonomie und Geschichte die Behauptung auf:

»Von Stund an sollen:

Friedenswirtschaft für sich,

Kriegsgeschichte für sich,

Revolutions-Gewaltwirtschaft für sich

gänzlich zu Schatten herabsinken, und nur die menschheitliche Weltwirtschaftskonstante, die sich aus der Komplementarität dieser drei Variablen ergibt, soll weltpolitisch Realität behalten.«

Frieden. Krieg. Revolution.

Was ist Krieg? Was ist Frieden?

Tolstoi scheint Krieg . . . Frieden als einen Urgegensatz auffassen zu wollen wie Gott und Teufel, Gut und Böse. Nicht einmal als eine Polarität, weil zwischen entgegengesetzten Polen immer dichtgewobene Feldbeziehungen eine »Brücke« schlagen.

Clausewitz sagt, der Krieg sei die Fortsetzung der Diplomatie mit anderen Mitteln . . . Und ein Soziologe meint, Krieg sei die Fortsetzung der Friedenswirtschaft, »fast« mit den gleichen Mitteln.

Wir sagen: *die Kriegsstruktur der Staaten und Mächte ist weitgehend das Komplementär der Friedensstruktur, und daher schlagen die Völker so sehr leicht, wider jede Vernunft leicht vom Friedenszustand in den Kriegszustand um.*

Im Zusammenhang mit der Darstellung der Auspolarisation von Organen und Gliedmaßen ad hoc aus dem Zeitkörper der Staaten

sächlich in die Luft gehen. Meistens aber wurde das Komplott schon am Vortage »entdeckt«, und die allzu naiven »Revolutionäre« wurden gehenkt, in majorem Caesaris gloriam.

und Mächte haben wir betont, daß die Auspolarisation Komplementaritätshunger erzeugt. Wenn es denn wahr ist, daß der Kriegszustand die Struktur der Völker und Staaten zum Komplementär »wendet«, wie das Tier zur Pflanze, der Mann zum Weibe, wie Rot zu Grün, so ist evident, daß gerade Ermüdungszustände der Friedenswirtschaftsverhältnisse die Völker dazu verführen, sich in Kriegszuständen »auszuruhen«*.

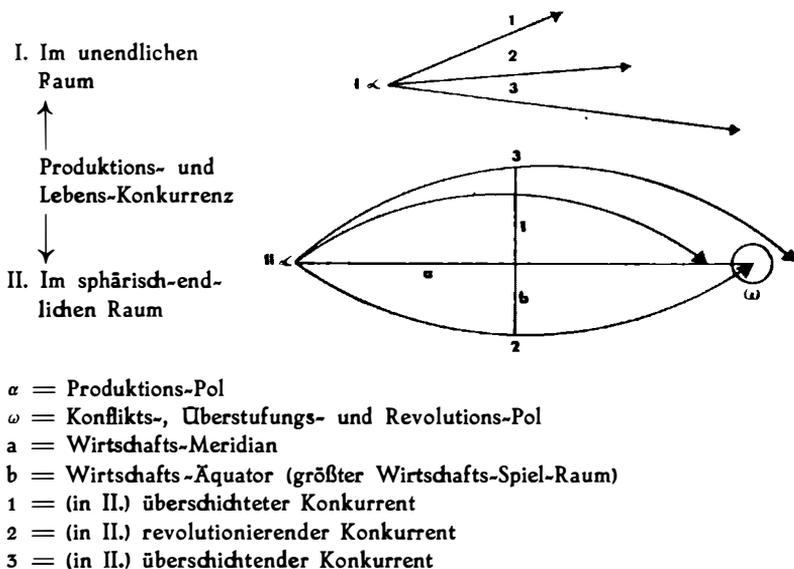
Hat man sich zu dieser Erkenntnis durchgerungen (was ja auch ein agonial-kämpferisches Bild ist), so wird man nicht mehr darüber erstaunen, daß friedensselige Völker, so wie man aus einem grünen Lederhandschuh das rote Futter herausstülpen kann, so auf gewisse Herausforderungen hin, die wie Zündungen wirken, im »Handkehrum« lodernde Kriegsbegeisterung entfalten. Die Menschengemeinschaften »suchen« hierbei ihr eigenes Komplementär . . .

Das Wesen der modernen Technik, des Industrialismus kommt dem sehr entgegen. Die Leichtigkeit, Schnelligkeit und Präzision, mit der das Industriepotential der Vereinigten Staaten sich 1861, 1914 und 1939 hat auf Kriegswirtschaft umstellen können, ist hierfür ein eklatantes Beispiel . . . Fraglich ist dann aber immer noch, ob Kriegsschulden ebenso leicht in Hypotheken der Friedenswirtschaft transformiert werden können. Wie schon im 5. Teil angedeutet, dürfte »Schenken« und »Vergeben« hier mehr als eine nur »christliche« Tugend sein. Der Dynamismus aller bisherigen, dreidimensionalen Technik drückt sich schließlich immer in Transportenergien aus, und technosophisch macht es überhaupt keinen Unterschied, ob Kohle in Eisenbahnwagen, Oel in Pipelines, Flugzeuge durch die Luft oder Geschosse aus Kanonenrohren »befördert«, transportiert werden. Zwischen friedensmäßiger Transportenergie und militärischen Zerstörungswirkungen besteht von diesem Standpunkte aus eine völlige »Gleichung«. Man stelle sich vor, ein Schnellzug fahre in einen Kopfbahnhof ein, ohne zu bremsen. Dann wäre seine Fahrt bis zu den Prellböcken Friedenstransport, und wenn er sie überrennt und das Bahnhofsgebäude zer-

* Blickt man in die Sonne und schließt dann die Augen, so erinnert man sie schwarz. Rotes Licht wird bei geschlossenen Augen grün »erinnert«. Kriegsveteranen und ganze Völker »erinnern« ihre blutigsten Kriege fast immer in Grün. Sie sprechen davon mit idyllischer Rührung. Daher spielen die großen Epen Ilias, Rolands-Lied, Nibelungen-Lied, das Serben-Epos von der Schlacht auf dem Amselfelde fast immer um blutige Katastrophen.

trümmert würde, muß die »lineare Fortsetzung« seiner Fahrt den kriegsmäßigen Charakter einer Riesenbombe annehmen.

Das Entsprechende ergibt sich dann aus der Weltwirtschaft durch die Tatsache der sphärischen Endlichkeit der Erdoberfläche (total 540 Millionen km²; wovon 140 Millionen km² Kontinentalflächen):



Drei Konkurrenten, die aus dem gleichen Produktionszentrum (nehmen wir an vom Südpol aus) auf verschiedenen Meridianen vorstoßen würden (I), könnten sich in einer euklidisch unendlichen Welt beliebig radial ausdehnen, und wie die Speichen am Rade von der Nabe aus, würden die Achsen, in denen sie vorstoßen, sogar noch immer weiteren Spielraum gewinnen.

Bei der sphärischen Beschränktheit des Erd-»Raums« (eigentlich eine »Fläche«, wenngleich keine euklidische) erweitert sich ihr wechselseitiger Spielraum nur bis zum »Aequator«. Vom Aequator an konvergieren die Vektoren wieder, um dann im »Nordpol« zusammenzustoßen, und dieser Zusammenstoß hat dann ohne weiteres kriegerischen und darüber hinaus auch »revolutionären« Charakter. (In der Figur: II $\alpha \rightarrow \omega$.)

Auch die Aufspaltung des Konflikts in Krieg und Revolution ist

nunmehr leicht zu erklären. Erkennt ein Zugführer, daß er eine Strecke fürbaß unvermeidbar mit einem andern Zug zusammenstoßen muß, so wird er den Wunsch nur mühsam unterdrücken, auf dem stärker gebauten Zuge zu stehen. Beim Zusammenstoß eines Schnellzuges mit einem Holzkarren geht nur der Holzkarren in Splitter. Möglicherweise merken die Reisenden im Zuge überhaupt nichts. Und es ist auch vorgekommen, daß bei der Kollision eines Zuges, der aus alten, morschen Holzwagen bestand, und eines Schnellzuges, dessen Wagen auf Stahlrahmen montiert waren, nur die Insassen des schwächer gebauten Zuges zu Schaden gekommen sind, während die Fahrgäste des Stahlzuges mit dem bloßen Schock und Schrecken davonkamen.

Entsprechend muß der Vergleich zwischen dem Strukturzustand der Staaten und Mächte den Technosophen, auch den Ingenieur, auch den Generalstäbler sehr leicht zu »revolutionären« Gedanken führen, denn bei der Vorausberechnung schwervermeidlicher künftiger »Zusammenstöße« müssen sie instinktiv dahin streben, den eigenen Macht- raum im Sinne, in »Richtung« auf eine höhere Leistungsfähigkeit um- zuschmelzen. Wenigstens seitdem wir über ein ingenieurmäßiges, ob- jektives Maßsystem der soziologisch-historischen Werte verfügen.

Im tragisch-agonalen Zeitalter stellten sich »Revolutionen« wohl immer nur als Königsmorde, Tyrannenmorde und Palastrevolutionen dar. Moderne Revolutionen zielen immer klarer auf Leistungssteige- rung konkurrenzunfähig gewordener Staatsformen hin. *Eben dadurch werden sie vermeidbar.*

Die englische Cromwell-Revolution geschah, um England aus dem bereits veraltenden Gravitationssystem Ludwigs XIV. und der Katho- lizität zu emanzipieren, und sie konnte nur deshalb über ihren »Ver- puppungszustand« hinaus gedeihen, weil die Insellage Englands das direkte militärische Eingreifen der führenden Kontinentalmacht un- möglich machte.

Frankreich hat seine Revolution von 1789 durchführen müssen, weil das Ancien Régime sich organisch-evolutionär nicht zu »ver- jüngen« vermochte. Und es hat diese Revolution sodann durchführen *können*, weil das gleiche Ancien Régime in den anderen europäischen Ländern gänzlich an Altersverkalkung litt und Frankreich an seiner Metamorphose nicht zu hindern vermochte. Zudem, weil Frankreich für die damalige »Welt« ein sehr großes Areal bedeutete und für sich allein fast ein Drittel der europäischen Bevölkerung umfaßte.

Entsprechendes gilt für die bolschewistische Revolution von 1917. Nur weil nach dem vorhergegangenen vierjährigen Weltkrieg die anderen Mächte erschöpft und revolutionsängstlich waren, und weil Rußland in seinen riesigen Räumen mit einem geradezu ungeheuerlichen Verschleiß »arbeiten« konnte, hat sich die russische Revolution mit knapper Not über die Phase der ausländischen Interventionen in den Industrialismus hinüberretten können.

Aus all diesen Gründen ist kleinen Ländern vor dieser Art Revolution zu widerraten. Und ganz allgemein gehört sie bei der bereits erreichten Verzahnung der Mächte und bei ihrer unvermeidbaren wechselseitigen *Strukturkontrolle* bereits der Vergangenheit an. Es mag sein, daß die russisch-marxistische Revolution die letzte von diesem Typus gewesen sein wird.

Alle diese Ueberlegungen gehören weit tiefer zur Geschichtsanalyse der Revolutionen als etwa das, was in Büchern wie »La Technique du Coup d'Etat« Malepartes ausgeführt wird. Es mag sein, daß der gute Revolutionsstrategie vor allem die Radiostationen besetzt, um den eigenen Sieg zu verkünden, bevor er überhaupt errungen ist, daß er sich der Banken, der Kasernen, der Arsenalen, der Schlüsselindustrien bemächtigen muß, daß er also mit Offizieren, mit Ingenieuren und mit einem Teil der qualifizierten Arbeiterschaft muß rechnen können (von etlichen Financiers gar nicht zu reden), aber all diese Ueberlegungen über die Bedingungen des Revolutionserfolges reichen in der Revolutionsstrategie nicht weiter als in der entsprechenden Kriegsstrategie die »Siegsvorausberechnungen«, die hernach daran schuld sind, daß die Kalkulationen der größten Feldherrn wie Hannibal oder Napoleon I. nur dazu führen, riesenhafte Kriege nach glanzvollen Schlachtensiegen katastrophal zu verlieren, und den Enderfolg in einem derartigen Ausmaß dem Gegner in die Hände zu spielen, daß der Historiker immer wieder auf den Verdacht kommt, trotz allem und allem möchten selbst die Barkiden in Spanien vom römischen »Kapital« zu ihrer Kriegspolitik gegen Rom »verführt« worden sein.

...

Fata ducunt volentem, nolentem trahunt. Nur wenn wir den Mut aufbringen, Friedenswirtschaft, Kriegs-»Wirtschaft« und Revolutions-Transformations-Wirtschaft aus dem Geiste tellurisch-relativistischer *Sozial-»Geometrie«* als Dreifaltigkeit bloßer Variablen zusammenzufassen, und die *allmenschliche Produktions-Konstante* zu suchen, die da-

hinter steckt (als deren konstantes Produkt), werden wir des Krieges Meister werden.

Die Technik, und zwar die relativistische Kosmotechnik, ist unser Schicksal. Der Mensch ist und bleibt der »Prothesen-Gott« unter den Tieren, den Wesen überhaupt. Nur darf man die Prothesenwelt unserer Technik nicht rückblickend als einen Sarkophag mißverstehen, in dem die Menschheit insgesamt bereits endgültig wie in das Prokrustesbett des CGS-Systems eingesargt ist. Vielmehr muß man den Menschen und die Menschheit als ein System von Sonnen betrachten. Dann sind alle Prothesen, die bisher von der Technik entwickelt worden sind, nichts als planetarische Verkrustungen, die an einem heliotischen Körper niemals endgültig sind, sondern immer von neuem umschmelzbar bleiben, dehnbar und wandelbar wie die Gewebe und die Gliedmaßen am lebendigen Leibe, je nachdem es dem Eigenleben des Gesamtkörpers entspricht.

Geiz und sogar Sparsamkeit sind hierbei, auch finanztechnisch im tiefsten und umfassendsten Sinne gedacht, nur bedingt von Nutzen. Sparsamkeit ist nur ein Mantel. Wie ein Pelz noch keinen Eisblock wärmt, so heckt Sparsamkeit aus einem Leichnam noch lange keine »Werte« ... sie verhindert nicht einmal die Würmer, sich einzunisten ...

ANHANG

DIE ZAHL UND DIE GEOMETRIE IM BEREICH DES LEBENDIGEN

Bisherige relativistische »Bindungen«, Unionen von Arithmetik, Algebra und Geometrie. — Die nichteuklidische geometrische Revolution im 19. Jahrhundert. — Die entsprechende »Revolution« im Bereich des Mesokosmisch-»Lebendigen«. Unität Mensch = $M = fWR (\♂, ♀)$. — Ansatz einer Kontengeometrie ad hoc zum Gebrauch im Mesokosmisch-Lebendigen.

1. Das 19. Jahrhundert als mathematisches Revolutionsjahrhundert

Von Stund an sollen Raum für sich und
Zeit für sich gänzlich zu Schatten herab-
sinken, und nur eine Art Union der beiden
soll Selbständigkeit bewahren.

Minkowski, »Raum und Zeit«
(Vortrag, gehalten Köln 1908)

Wie Raum und Zeit in der Philosophie, hatten Arithmetik (Zahlenlehre) und Geometrie (Gestalts-Abgrenzungslehre) zu allen Zeiten das Bestreben selbständig nebeneinander ihr Eigenschicksal zu durchleben, und sich »zuweilen« miteinander zu einem höheren Gebilde zu vereinen.

Schon das Stellenwertsystem, das mit den sogenannten arabischen Zahlen 1, 2, 3, 4, 5, 6, 7, 8, 9, 0 verknüpft ist, kann als ein geometrisches Element, ja als ein Koordinatensystem betrachtet werden . . .

Erst recht liegt eine »Union« von Arithmetik und Geometrie vor in der analytischen Geometrie des Fermat und Descartes.

Und vollends im 19. Jahrhundert glaubten Mathematiker bereits eine weitgehende und endgültige Verschmelzung dieser beiden großen Disziplinen erreicht zu haben. Schien sich doch die ganze Geometrie in den arithmetisch-algebraischen Gleichungen und Gruppen aufzulösen, die zu ihrer Darstellung ersonnen worden waren.

Die eigentliche Revolution, die sich dann im 19. Jahrhundert in der Mathematik vollzogen hat, erweist aber, daß diese »Union« noch nicht endgültig war, denn diese »Revolution« hat sich zunächst nur in der euklidischen Metrik und Axiomatik, also nur auf dem Sondergebiet der Geometrie vollzogen.

2. Die geometrische Revolution des 19. Jahrhunderts

Gliedert man die »Welt« in drei Stufen, Phasen oder Größenordnungen:

1. Makrokosmos
2. Mesokosmos
3. Mikrokosmos

so wird von den Mathematikern und Physikern heutzutage allgemein anerkannt, daß im 19. Jahrhundert eine siegreiche Revolution der geometrischen Metrik stattgefunden hat . . . *insofern es sich um die Zonen 1 und 3 handelt.*

In den beiden Bereichen des Makrokosmos und des Mikrokosmos hat man die spezielle Metrik der euklidischen Geometrie aufgeben müssen, und man arbeitet hier mit der sogenannten N-E-G II (nicht-euklidische Geometrie zweiter Art).

Es ist historisch nützlich, zu bemerken, daß dieses Unterfangen noch um 1800 auch bei den Mathematikern geradezu als Sakrileg, als eine Art von logischer Paranoia erschienen ist. An einen der Schöpfer der nicht-euklidischen Geometrie, an Wolfgang Bolyai, schreibt sein Vater (zitiert nach G. Hauser »Geometrie und Philosophie«, Seite 78—79) :

»Du darfst die Parallele auf jenem Wege nicht versuchen. Ich kenne diesen Weg bis an sein Ende — auch ich habe diese bodenlose Nacht durchmessen, jedes Licht, jede Freude meines Lebens sind in ihr ausgelöscht worden — ich beschwöre dich bei Gott, laß die Lehre der Parallelen in Frieden. Diese grundlose Finsternis würde vielleicht tausend Newtonsche Riesentürme verschlingen, es wird nie auf Erden hell werden, und das armselige Menschengeschlecht wird nie etwas vollkommen Reines haben, auch die Geometrie nicht. Ich hatte mir vorgenommen, mich für die Wahrheit aufzuopfern; ich wäre bereit gewesen, zum Märtyrer zu werden, damit ich nur die Geometrie von diesem Makel gereinigt dem menschlichen Geschlecht übergeben könnte. Schauderhafte, riesige Arbeiten habe ich vollbracht, habe bei weitem Besseres geleistet als bisher geleistet wurde, aber keine vollkommene Befriedigung habe ich je gefunden. Ich bin zurückgekehrt, als ich durchschaut habe, daß man den Boden dieser Nacht von der Erde aus nicht erreichen kann, ohne Trost, mich selbst und das ganze menschliche Geschlecht bedauernd.« — Und später: »Ich gestehe, ich erwarte auch von dem Abspringen deiner Geraden nichts. Es kommt mir vor, ich habe auch diese Gegenden betreten; ich bin bei allen Klippen dieses höllischen Toten Mee-

res vorbeigefahren und von überall kehrte ich mit zerschelltem Mastbaum und zerfetzten Segeln zurück, und von da an datiere ich die Verderbnis meines Humors und meinen Fall. Unbesonnen setzte ich mein Leben und mein Glück hierauf. Wahrscheinlich hätte Newton selbst sein ganzes schätzbares Leben hiermit verschwendet. Ich betrachte dies als ein großes Unglück. Ich bedaure dich. Ich sehe, mein unglückliches Leben wiederholt sich in dir. Ich sehe dich gleichsam zwischen gefährvollen Klippen, wo noch ein jeder Schiffbruch erlitt, im finstern Sturm hin- und hergeschleudert. Es ist ein unheimliches Schlachtfeld, worauf ich jederzeit geschlagen wurde; eine allem Streben des Forschergeistes trotzende, uneinnehmbare Felsenburg. In dieser Materie ist das ganze Leben nur eine brennende, ins Meer getauchte Fackel. Es ist unbegreiflich, daß diese unabwendbare Dunkelheit, diese ewige Sonnenfinsternis, dieser Makel in der Geometrie zugelassen wurde, diese Wolke an der jungfräulichen Wahrheit . . .«

Dieser Brief warnt wie vor einem Akt der religiösen Hybris, wie vor einer Kirchenschändung. Und es ist kein Zufall, daß die Elemente des Euklid nächst der Bibel das weitestverbreitete Buch der Weltliteratur sind, und daß sie in einzelnen Ländern auswendig gelernt wurden, wie der Katechismus. Sie wurden auf dem Gebiete der Logik* durchaus wie ein Offenbarungsbuch behandelt. Und wie es eine Paranoia gibt, galt es als Paralogistik, aus ihren Sätzen ausbrechen zu wollen.

Heutzutage ist der Bann gebrochen. Die Gleichberechtigung einer ganzen Riemannschen Mannigfaltigkeit von Geometrien ist anerkannt. Auch ihre »praktische« Anwendbarkeit im Makro- und im Mikrokosmos. Im Mesokosmos dagegen, d. h. im Bereich der Bakteriologie, der künstlerischen und sinnlichen Wahrnehmung, der Literatur, Soziologie, der Weltwirtschaft und der Geschichte soll es beim alten bleiben. Stellt man sich auf den Standpunkt, daß auch hier eine neue »Metrik« zur Herrschaft gelangen muß, so gerät man wiederum, auch gegenüber den »modernsten« Vertretern der Astrophysik und Relativitätstheorie, in die mißliche Situation des Außenseitertums, der Ketzerverdächtigkeit, des Paralogismus, ganz wie vor anderthalb Jahrhunderten die Geometer, Gauß, Bolyai, Lobatschewski. Trotzdem muß dieser Schritt gewagt werden.

Im gesamten Mesokosmos, im ganzen Maßbereich der historischen

* Im tiefsten und weitesten Sinne, die Arithmetik und die Algebra mit umfassend, auch geometrische Beweis-»Schlüsse«.

Werte, im Bereich des Lebendigen ist eine Revolution der Metrik im vollen Gange, und zwar nicht nur eine Revolution »geometrischer« Art, sondern auch und vor allem eine Revolution des Zahlbegriffs, der Zahl als Symbol des Menschen und der Persönlichkeit.

Wohlgemerkt bezieht sich diese unsere These oder Forderung wiederum nur auf den Mesokosmos, auf das Maßsystem der historischen Werte und Wertbeziehungen. In der eigentlichen Mathematik »bisher« maßen wir uns dergleichen nicht an.

3. *Unität Mensch = M = fWR (♂, ♀)*

Es geht die Zahl mit der Persönlichkeit. Daß lebendige Formen, Tiere und Pflanzen, des Menschen erst recht, wenn man sie in euklidisch-geometrische Maße hineinpreßt (man denke an das Barock), wie in einem Prokrustesbett vergewaltigt werden, dürfte evident sein. Steht es aber anders mit der Zahl als Symbol der Persönlichkeit? Sonderlich wenn die Zahl gleich bleibt und die Persönlichkeit sich wandelt? Möglicherweise ist dieses Problem bereits in der Astrologie aufgeworfen, sodann in der soziologischen Statistik. Aber dem eindrucklichsten Versuch auf diesem Gebiete glaubte ich bei Wilhelm Fließ begegnet zu sein. In seinen Büchern »Ablauf des Lebens« und »Das Jahr im Lebendigen«, versucht er Wesen und Schicksal des Menschen in einer eigentümlichen Gleichung einzufangen:

$$P \text{ (Person)} = n \cdot 23 \text{ (M } \♂) \pm n \cdot 28 \text{ (W } \♀).$$

Die Persönlichkeit des Menschen stellt sich dar als eine Kombination von zwei Substanzen M ♂ und W ♀, von denen die männliche ♂ eine Periode von 23 Tagen, die weibliche ♀ eine Periode von 28 Tagen auslöst. Die Lebensabstände von Geburt und Tod, von Euphorien und Depressionen, von Erkrankungen und Hochleistungen sollen immer durch Vielfache und Kombinationen dieser beiden Periodizitätszahlen sowohl nachträglich errechnet als auch in die Zukunft hinein vorhergesagt werden können. Da ich persönlich mit Fließ beinahe befreundet war, ist mir dies Zahlensystem zur Darstellung des Lebendigen als Schicksal* sehr nahe gelegt worden. Aber ich habe mich niemals von seiner Richtigkeit überzeugen können. Vielmehr erschien

* Möglicherweise läßt sich hier eine Brücke zur gen-bedingten »Schicksalsanalyse« Szondis schlagen.

es mir zwar in seiner Konzeption bedeutsam (wie denn auch W. Fließ etwas wie eine esotherische Berühmtheit genießt). Aber diese beiden Zahlen 23 und 28 sind nur scheinbar dem Rhythmus der männlichen und der weiblichen Substanz entwachsen. In Tat und Wahrheit bedeuten sie lediglich Kalendertage und stellen daher den Rhythmus des Lebendigen rein als subalterne Funktion des Jahreskreislaufs dar, was schwerlich der Autonomie der Biorhythmen entspricht*.

Bei aller Hochachtung für W. Fließ suchte ich also von mir aus nach einer ähnlichen, aber ihrem Wesen nach relativistisch-komplexen Zahl zur Darstellung des Lebendigen *und zwar unter Wahrung der Eigenzeitlichkeit*, da jedes andere »biorhythmische« Zahlensystem das Leben nur in das Folterbett einer Pseudomorphose hineinzwingt.

Wie es so oft der Fall ist, fand ich dann die entsprechende »Zahl«, als ich etwas anderes suchte.

Das entscheidende Experiment fällt fast genau auf den 21. April 1923. Ich machte den Versuch, im Taucherapparat der Psychoanalyse nicht nur zu einer »einfachen« Mutterleibsregression zu gelangen, sondern mein eigenes Wesen unmittelbar bis zur eigenen Zeugung rückläufig »aufzurollen«. Das Ergebnis war »Christi Weltleidenschaft«, woraus ein Teil des 2. Auftritts hierher gehört**:

(Garten in Nazareth. Maria, Mutter des Herrn, sitzt unter einer kleinen Palme, breit und matronenhaft, wie eine Zwiebel unter ihren Blättern.)

Maria: Jesus, komm her, der Schatten ist gut!

Jesus: Heute morgen nicht, Mutter. Denn ich habe den Traum gehabt vom Sturz der Engel. Heute fürchte ich mich vor der Finsternis. Es war ein Brunnen, und es war ein Haus. Der Wind rauschte in den Cedern, die auf den Stufen der Bergschlucht standen . . . Engel rauschten nieder wie springende Wasserfälle in der Nacht, bleich und dunkel. Wir glitten und wir fielen. Gedrängt wie Sterne stürzten wir zum Ziel, das wir nicht sahn. Das Ziel war Eins, wir waren Viele . . . So drängten wir uns voller Angst hinab . . . und waren noch nicht, was wir wurden . . . Wir glitten schräg hinab wie Wasser, lustig plätschernd, mit Kinderlachen durcheinander purzelnd . . . Lustige Sterne . . . dann mündete die Straße jählings in den Sturz . . . Es war ein Abgrund und im Abgrund war ein Ziel, das wir nicht sahn . . . Und wir waren noch nicht, was wir wurden . . . O dieser Sturz war Tod . . . Der

* Siehe auch: A. Turel, Epikrise zu H. Schwing »Ueber Biorhythmen und deren technische Anwendung« (in »Gesundheit und Wohlfahrt«, 1940 Heft 9/10).

** »Weltleidenschaft« S. 86 ff.

ist ein Heuchler und ein Narr, wer immer glaubt, er könne neu geboren werden und so bleiben, wie er gewesen ist vordem . . . Keiner blieb am gleichen Leben, keiner von allen, die da sprangen. Das Ziel war Eins, wir waren Viele . . . Sie stürzten alle in das hohle Nichts und starben, und einer im Sturze war der Bräutigam und stürzte sich mit stummem Jauchzen in das Ziel.

Maria: Diesen Traum hast du gehabt zu Ehren deiner Mutter. Die Mutterschaft ist eine dunkle Höhle . . . Dort drinnen sind sie: Könige und Bettler, Mann und Weib. Dort hüllt die Nacht sie alle ein, so wie der Stall die Herde! Hier innen wart ihr alle, ehe die Hoffart euch ergriff, daß jeder die große Sonne fragte und beschwor, sie solle ihm ein andres Antlitz bestätigen als den Brüdern allen. Verleugne nicht, woher du kamst. Hier innen war deine Heimat.

Jesus: So glaubte Abner, der Ungeborne, und ist daran gestorben in sich selbst! Gott sprach zu mir: Dein Werk soll deine Heimat sein! So wie du sagst, hab ich es nicht gesehen. Nicht stand das Weib so wie die Sonne auf den Bergen. Nicht stand das Weib so wie ein Baum den Bienen auf dem Felde. Nicht war die Mutter wie die Hölle, die alle Zeit verschlingt . . . Dich sah ich sitzen und den Vater . . . Du hast den Vater nicht verschlungen in deine mütterliche Nacht. Und auch der Vater hat dich nicht verzehrt. Gemessen habt ihr euren Leib. Doch nachher hast du dort gegessen und der Vater hier. Gelungen ist euch nicht die blutige Ehe, die Glutverschmelzung, die jeder hofft, die keiner mehr erreicht, als nur das eine Mal, bevor er wurde . . .

Maria: Bist du nicht Fleisch von meinem Fleische?

Jesus: Nein, Mutter, das Ei war dir leibeigen, doch bin ich nicht das Ei. Du hieltest die Erde in den Händen, und wurdest müde sie zu halten, und ließest sie fallen in die Welt . . . Treulos warst du der Erde, wie die Henne dem Ei . . . Und das verstoßene Ei fiel in die Welt, ins Nest der Welt, bis an den Rand des Todes und harrte des Samens sehnsüchtig, wie die Braut den Bräutigam erwartet, doch grausam auch so wie die fette Spinne den Bräutigam erwartet, den sie genießt und frißt. So wanderte die Erde, die du verstoßen hattest, mit Zittern und mit Frösteln in die Welt . . . und dir entgegen stand der große Sämann und streute Körner in den Strom der Welt. Das war der Sturz der goldenen Engel. Und etliche fielen auf die dürrverbrannte Straße, und etliche erstickten in den Dornen, und etliche fielen in das Nichts . . . Und viele waren berufen . . . und *keiner* war auserwählt, zu bleiben wie er war vordem. Die andern alle starben, und keiner fand zurück, woher er kam. Einen Bräutigam bekam die Braut, das halbe Leben auf dem halben Weg. Weib, was hattest du damit zu schaffen? Du bliebest, wo du warst, der Vater, wo er war. Ihr

habt euch nicht geopfert, daß zweie würden Eins . . . So haben es die Wanderer vollendet, die völlig starben, völlig neu zu leben . . . Aus zwei ward Eins und starb doch nicht . . . Aus Samen und aus Ei ward Jesus . . . Ich ward und baute mir mein Nest . . .

Maria: Doch war das Nest in mir . . .

Jesus: Herberge warst du mir, und nicht die Heimat . . .

Maria: Kamst du vom Vater her? . . .

Jesus: Das Ei war dir leibeigen, doch bin ich nicht das Ei . . .

Der Samen war dem Vater geisteigen, doch bin ich nicht der Samen . . . Selbst werdend wurde ich mein Werk, und das soll meine Heimat sein . . .

...

In diesen Zeilen, von denen nicht zur Erörterung steht, ob sie dichterisch schön sind oder nicht, ist das Entscheidende durchaus nicht das Erlebnis einer Art von Erstickungstod, von Erstickungsangst wenigstens, als würde ich gleichsam in einen Trichter hineingestoßen, hineingesogen. Dies ist nicht die Entdeckung, die sich mir auf diese Weise aufgedrängt hat. Es ließ sich rational erwarten, daß die Versenkung in die eigenen Frühzustände, wo der Körper noch urembryonal ist und noch nicht entfaltet, die »Vision« einer unerträglichen und erstickenden Sackgasse auslösen muß. Das für mich selbst unerwartete war die Entdeckung:

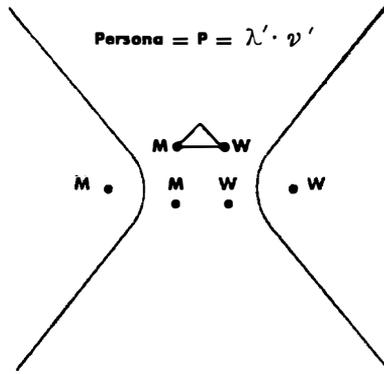
1. einer neuen »Zahl« $P = M \cdot W \sigma^{\uparrow} \cdot \varphi = \text{Raum (s)} \cdot \text{Zeit (t)} = \lambda' \cdot \nu'$ als Ausdruck der Persönlichkeit.
2. einer neuen Beziehung dieser Persönlichkeitszahl:
 - a) zur Mutter,
 - b) zum Vater,
 - c) zu den genetischen Ketten des soziologischen Feldes (mag man diese Verkettung mendelistisch oder gen-mäßig deuten*).

4. Zur Konstantengeometrie im Mesokosmisch-Lebendigen.

Hat man erst die Unität $M = fWR$ ($\sigma^{\uparrow} \varphi$), wobei $\left\{ \begin{matrix} \sigma^{\uparrow} \\ \varphi \end{matrix} \right\}$ raumzeitlich und komplementär aufzufassen sind, was durch fWR ausgedrückt wird, erarbeitet, so ergeben sich verhältnismäßig leicht auch »geometrische« Folgerungen.

* Aus J. Gebser: »Der grammatische Spiegel« (Seite 45) ersehe ich, daß im tiefsten Gegensatz zum europiden »Ich«, ganz besonders zum »I« des Englischen, das chinesische Bildzeichen für »ich« aus zwei gekreuzten Hellebarden besteht.

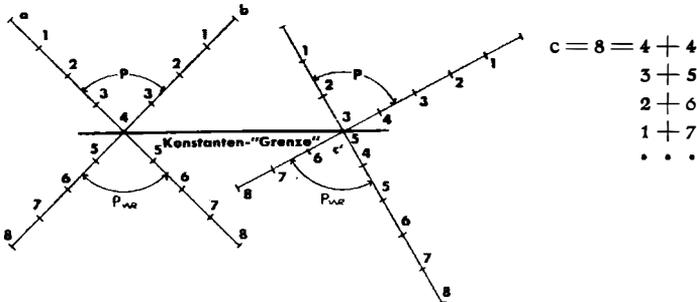
Das neue Verhältnis des Menschen (M oder W) zu seinen Eltern läßt sich folgendermaßen graphisch darstellen:



Hier integriert sich die neue Persönlichkeit durch Auspolarisation aus den beiden Hyperbelästen $M \sigma^7$ und $W \varphi$ als frei hangender Wert zwischen den Eltern. Unmittelbar nach der Konjunktion von Samen und Ei hat die Mutter für *das* Embryo (ich schreibe absichtlich »das«, um das Geschlecht des Kindes nicht zu präjudizieren) nur die Bedeutung der »Madonna Plazentina«, der »Herberge«.

Wichtig vor allem ist aber, daß die Entfaltung des Kindes aus der Zeugungsgrenze heraus divergiert.

Auch dies läßt sich graphisch darstellen:



In der vorstehenden Figur (die unter anderem auch den hyperbolischen Achsenschnitt durch einen Doppelkegel bedeutet) kon-

Es ist klar, daß, wenn man die Gegensätzlichkeiten und Mannigfaltigkeiten konstituierend in die (komplex werdende) Persönlichkeit aufnimmt und relativistisch bindet, die Beziehungen zur »Welt« völlig andere werden.

vergieren die beiden »Variablen« λ (W) und ν (M) auf und in der »Zeugungsgrenze«. Denkt man sie als Skalare, so können sie sich nur quantenhaft und reziprok zueinander »verschieben«, so daß in der Konstantengrenze immer reziprok-komplementäre Werte zusammen-treffen.

Daraus ergibt sich eine Grundvorstellung der Brechung, der Re-fraktion, die anders bedingt ist als bei kristallographischer Spiegelung, denn die »refrangierende Grenze« ist »real« überhaupt nicht vorhan-den. Sie ergibt sich aus der komplementären »Interferenz« von z. B. einem Samen und einem Ei, die in einer »Zeugung« konvergieren, . . . *vielleicht auch in einer entsprechenden Todesgrenze divergieren.*

Dies ist der erste Schritt zur Erfassung und Entfaltung der Kon-stanten-Geometrie im Gebiete des Mesokosmos*.

* Hermann Friedmann, der bahnbrechende Philosoph der »Welt der Formen«, verlangt die Entwicklung einer neuartigen »Gestaltmathematik«, das heißt, in der Sprache dieses Buches, eine Mathematik, Algebra und Geometrie, die speziell aus den Bedürfnissen des »Mesokosmos« entwickelt wäre und ihnen daher auch ent-sprechend »angepaßt«.

Diese »Gestaltmathematik« ist vermutlich bereits »da«, aber man mag sie nicht gewahren, eben weil sie mit dem nicht »kongruent« ist, was man als Mathe-matik »bisher« gewohnheitsmäßig wahrnimmt. Selbstverständlich ist es geradezu unsinnig, zu erwarten, ein einzelner »genialer« Mathematiker werde nun diese mesokosmisch angepaßte »Gestaltmathematik« veröffentlichen wie einen Best-seller-Roman.

Bereits 1930, in meiner »Eroberung des Jenseits«, auf Seite 29 ff., habe ich zwischen Tychonischer und Keplerscher Kritik unterschieden. Der große »Wurf« und Ansatz des Kopernikus war falsch, insofern er die Planetenbahnen als Kreise annahm. Ferner konnte er das Parallaxen-Problem der sogenannten Fixsterne unmöglich erfassen. Tycho Brahe benutzte diese Schwächemomente, um auf Ptolemaios zurückzugehen. Kepler dagegen stieß mit einer Art von kongenialem Wohlwollen die Theorie des Kopernikus über die Schwelle der Zukunft, indem er sie so tief verbesserte, als hätte er sie neu erschaffen. Eine solche Keplersche Kritik brauchen wir »Mesokosmiker« von seiten der Mathematik »bisher«. Sie ist mir begegnet in dem tiefen, wenngleich kritischen Wohlwollen, mit dem Dr. V. Krakowski, ohne jemals den für ihn klassischen Boden der Mathematik zu ver-lassen, mir geeignete Symbole verfügbar gemacht hat.

INHALT

ZUEIGNUNG	5
I. DIE KOMMENDE EUROPÄISCHE PASSION	7
II. ZUR TECHNISIERUNG DES »ÜBERMENSCHEN«	15
III. KALENDER, AERA, CHRONOLOGIE ALS MASS- UND ZUORD- NUNGS-SYSTEM, ALS KOORDINATEN-SYSTEM DER HISTORI- SCHEN WERTE	25
IV. WILLENSAUSRICHTUNG, AUSPOLARISATION UND KÜNST- LICHE NOT DES MENSCHEN	54
V. ZUR TECHNISIERUNG DER SOZIALEN ETHIK	77
VI. VON DER SOZIOLOGISCHEN GRAVITATION ZUM MASS- SYSTEM DER SOZIOLOGISCHEN KONSTANTEN	91

ANHANG

DIE ZAHL UND DIE GEOMETRIE IM BEREICH DES LEBENDIGEN	113
--	-----

Von Adrien Turel sind bisher erschienen:

Deutschland-Periode:

1. *Es naht gen den Tag* (Gedichte). Kentaur-Verlag, Wolgast, 1918
2. *Selbsterlösung* (Essays). S. Fischer-Verlag, Berlin, 1919
3. *Wiedergeburt der Macht aus dem Können*. Dreimasken-Verlag, München, 1921
(Dieses Buch ist beim Verfasser erhältlich)
4. *Christi Weltleidenschaft* (Dichtungen). Verlag Die Schmiede, Berlin, 1924
5. *Keinen Gott als nur die Menschheit!* Selbstverlag, Frankfurt a. M., 1929
(Dieses Buch ist beim Verfasser erhältlich)
6. *Die Eroberung des Jenseits*. Ernst Rowohlt-Verlag, Berlin, 1930
7. *Autarkie, Technokratie, Genetokratie*. Verlag Waldemar Hoffmann, Berlin, 1934
(Dieses Buch ist beim Verfasser erhältlich)

Schweizer-Periode:

8. *Du Règne de la Mère au Patriarcat*. Félix Alcan, Paris 1938
9. *Bachofen-Freud* (Zur Emanzipation des Mannes vom Reich der Mütter). Hans Huber Verlag, Bern, 1938
10. *Weltleidenschaft* (Gedichte und Wiederabdruck von »Christi Weltleidenschaft«). Verlag Oprecht, Zürich, 1940
11. *Die Greiselwerke*. Verlag Oprecht, Zürich, 1942
12. *Dein Werk soll Deine Heimat sein*. Büchergilde Gutenberg, Zürich, 1942.
13. Deutsche Uebersetzung von L. Bopp, »*Napoleon . . .*« (Omega, Genf, 1944)

